25
3. JUNIHEFT 1969
0,30 M

ZB
ZEIT IM BILD

Südliche See, kaukasische Landschaft und moderne Architektur im Dreiklang: Schwarzmeer-Ferienparadies Kap Pizunda (Seiten 12/13).

Foto: Rach

z6 INFORMATION

20 Jahre Bonn – Vom Spalterstaat zum Störenfried in Europa

Berlin, Ende Mai. Staatssekretär Joachim Herrman übergibt auf einer im In- und Ausland vielbeachteten Tagung des Rates für westdeutsche Fragen (links). der Öffentlichkeit das Dokument „Vom Spalterstaat zum Störenfried in Europa". Mit der Beantwortung von zehn Grundsatzfragen werden in diesem der Ursprung, der aggressive Charakter und der unheilvolle Weg des Bonner Staates in den letzten zwanzig Jahren analysiert. In der Begründung des Dokumentes wiesen Vertreter aller Parteien und Organisationen auf die Notwendigkeit hin, ganz genau hinzuschauen, welches Bild die westdeutsche Bundesrepublik heute bietet: Manches glänzt an der Fassade. Sie kann jedoch nicht verbergen, daß sich hinter ihr alles Reaktionäre aus der deutschen Vergangenheit konserviert hat, das ständig Unsicherheit nach innen und nach außen erzeugt. Zehn klare Fragen über Bonn ergeben zehn klare Antworten. Eine davon heißt:

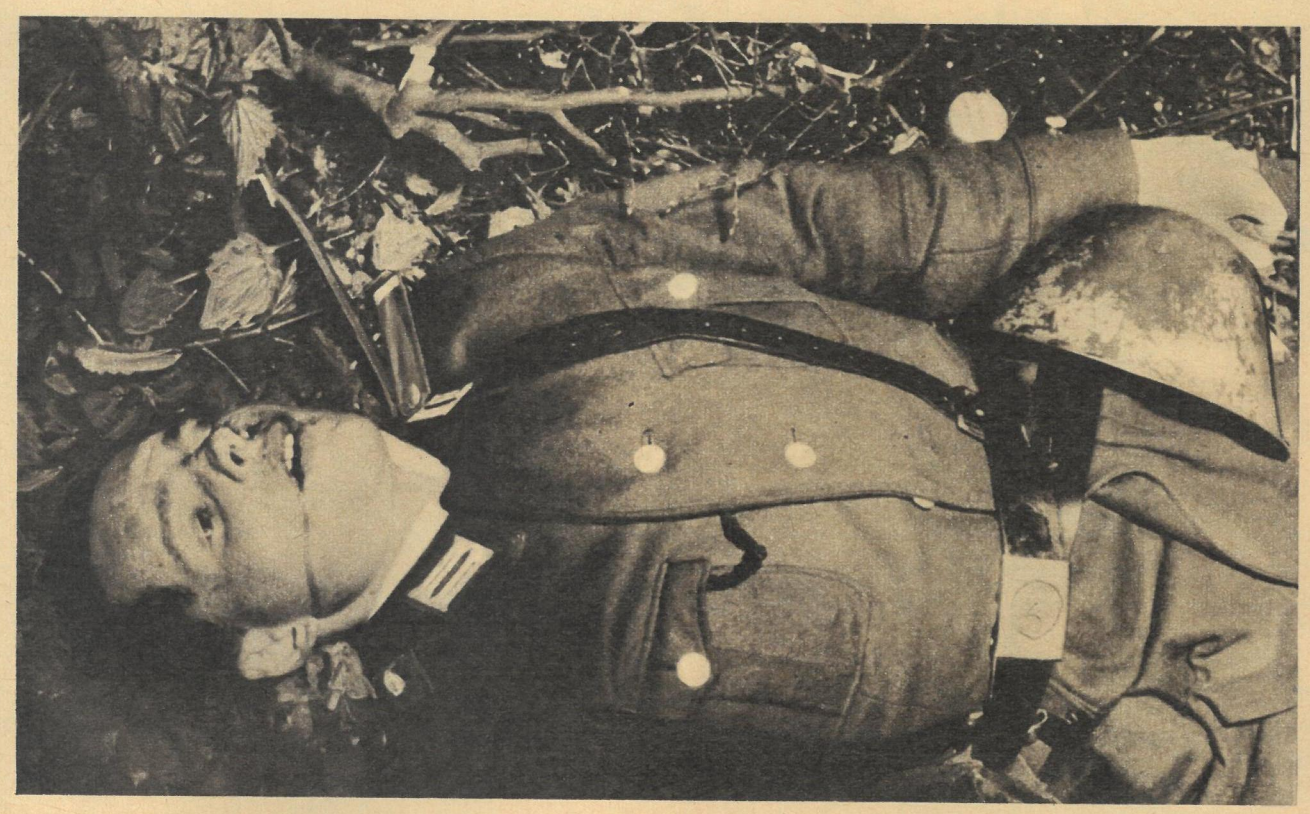
Warum gehört Bonn zu den Verlierern der Geschichte?

Der deutsche Imperialismus hatte seine bis dahin schwerste Niederlage hinter sich, als er daranging, durch die Gründung eines Separatstaates einen dritten Anlauf zu seiner Vorherrschaft über Europa zu nehmen. Es ging ihm vor allem darum, den Sozialismus auf deutschem Boden zurückzudrängen.

Heute – zwanzig Jahre später – ist völlig klar, daß diese Zielsetzung aussichtslos ist. In Gestalt der Deutschen Demokratischen Republik hat der Sozialismus auf deutschem Boden für immer feste Wurzeln geschlagen. Damit hat der Auszug der Deutschen aus dem Lager des Imperialismus begonnen. Der sozialistische Friedensstaat deutscher Nation hat sich nicht nur gegen alle imperialistischen Anschläge behauptet, sondern übt durch seine Leistungen und durch seine konsequente Friedenspolitik in Gemeinschaft mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern einen immer größeren Einfluß auf die Entwicklung in Europa aus. Darin wird die größte Niederlage offenbar, die der westdeutsche Imperialismus in der Nachkriegsperiode hinnehmen mußte.

Betrachtet man die Dinge im Zusammenhang, so zeigt sich: Die verschärfte Aggressivität des westdeutschen Imperialismus ist kein Zeichen seiner Stärke. Er konnte im Komplott mit dem USA-Imperialismus nach 1945 Deutschland noch spalten, aber den demokratischen Neubeginn und den Sozialismus in der DDR konnte er schon nicht mehr aufhalten! Die westdeutschen Imperialisten und ihre Bonner Politiker haben dem Volk der DDR jahrelang durch Diversion, ökonomischen Krieg und Menschenhandel schweren materiellen Schaden zugefügt, aber der 13. August 1961 besiegelte den Bankrott der Politik des Roll-back und zeigte den Herren in Bonn die Grenzen ihrer Macht! Zwar versuchte die CDU/CSU mit Unterstützung sozialdemokratischer Minister auf Umwegen in die DDR einzudringen, aber auch dieses eigentliche Ziel jener Bonner „neuen Ostpolitik" erwies sich als unerreichbar, weil es die feste brüderliche sozialistische Staatengemeinschaft gibt, die vor allem dank der Macht der Sowjetunion unbesiegbar ist!

Der Sozialismus auf deutschem Boden ist unwiderruflich. Das Bonner Regime aber wird von immer mehr Menschen selbst in Westdeutschland in Frage gestellt. Die dem System innewohnenden Widersprüche verurteilen es historisch zum Abtreten.



Der zwanzigjährige Krieg Bonns gegen die DDR war nie proklamiert worden! Er wurde mitten im Frieden geführt, erbarmungslos, mit allen Mitteln! Von einer Armee, die mordete, spionierte, Tunnel grub und Sabotage trieb, Brükken sprengte, Bürger erpreßte und die internationalen Beziehungen der DDR zu stören trachtete!

Uberall sind Gräber in unserer Republik, Gräber der Opfer dieses zwanzigjährigen Krieges, zu denen auch der Unteroffizier Peter Göring zählt (Foto). Seit die DDR existiert, wird dieser Krieg von Bonn geführt!

Unser Autor Frank Cronau überschrieb daher seine neue Tatsachenserie, die „Zeit im Bild" im Heft 28 beginnt:

Der zwanzigjährige Krieg

Neue Häuser – neue Direktoren (7)

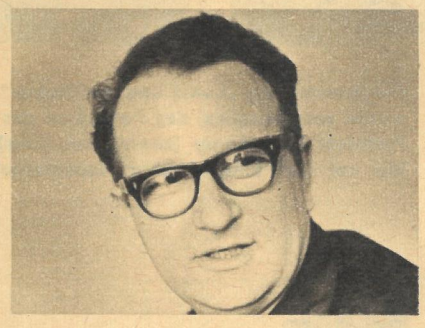
3 FRAGEN VOR DER TÜR

zb: Am 14. Mai wurde die neue Kunsthalle in Rostock, der erste Museumsneubau der DDR, an Sie, Herr Direktor Zimmermann, übergeben. Welche Forderungen wurden an den Bau gestellt und wie wurden sie erfüllt?

Horst Zimmermann: Wir forderten nicht schlechthin ein Gebäude zum Ausstellen von Kunst nach dem heutigen internationalen Stand des Museumsbau, sondern wir wollten ein Haus, das die Funktionen eines lebendigen Kulturzentrums erfüllen kann. Dazu gehören funktionstüchtige Räume im gesamten technischen Bereich, die Voraussetzungen für die Gestaltung hervorragender, auch internationaler Ausstellungen; Räume für Vorträge und Galeriekonzerte. Diese Forderungen wurden weitgehend erfüllt. In einem Kubus von 36 mal 36 Meter Grundfläche, mit einem Innenhof von 12 mal 12 Meter, haben wir eine Plastikhalle an der Frontseite, Grafikmagazin und Verwaltungsräume im Erdgeschoß und die Oberlichträume für Malerei und kleinere Plastik im gesamten Obergeschoß. Zu den Arbeiterfestspielen 1970 soll noch ein Erweiterungsbau mit einem Café und weiteren Ausstellungs- und Magazinräumen fertiggestellt werden.

zb: Das Amt des Direktors der Kunsthalle Rostock bekleiden Sie schon seit 1965. Wie haben Sie sich auf die Übernahme des Gebäudes vorbereitet?

Horst Zimmermann: Ich habe die Institution aufgebaut, die als „Kunsthalle Rostock" in den vergangenen Jahren zahlreiche Ausstellungen in Museen des Bezirkes, der Republik und des



Auslandes organisiert hat. Wir haben aus den bisherigen internationalen Kunstausstellungen und von den Künstlern der DDR rund 500 Werke angekauft, die den Stamm unserer künftigen auf Nordeuropa spezialisierten Sammlung bilden werden.

zb: Welche Pläne haben Sie zunächst und wie werden Sie Besucher für das neue Haus gewinnen?

Horst Zimmermann: Nach der Bezirkskunstausstellung, mit der wir eröffnet haben, folgen die 3. Biennale der Ostseeländer, gleichzeitig unsere zweite, diesmal internationale Ausstellung „Plastik im Zoo", danach Werke von Willi Sitte; Kunstschätze der Rostocker Universität, die ihr 550jähriges Bestehen feiert; Ausstellungen der Rostocker Künstler Wolfgang Eckard und Kate Diehn-Bitt. 1970 wird erstmals die grafische Gesellschaft von Schweden in der DDR einen umfangreichen Überblick über die schwedische Grafik geben. Es gibt bereits klare Absprachen mit internationalen Künstlerverbänden über die Zusammenarbeit. Durch Freundschaftsverträge mit dem Fischkombinat Rostock, der Urania und dem Deutschen Reisebüro wollen wir Besucher gewinnen, deren fester Stamm, besonders auch für unsere Vorträge, In- und Auslandsexkursionen und andere Veranstaltungen, schon heute der von mir gegründete Club der Kunstfreunde mit jetzt etwa 120 zahlenden Mitgliedern ist.

Gespräch und Fotos: Hans Pölkow

Parschaus Politik im Quadrat

Narziß-Strauß

Für den Geburtstagstisch

NEUES STADTBAD. Zahlreiche Betriebe der Kreisstadt Oschatz halfen beim Bau des neuen Stadtbades, das mit Beginn der diesjährigen Badesaison eröffnet wurde. Das Bau- und Montagekombinat Süd lieh einen Bagger, die PGH Straßen- und Tiefbau stellte eine Planierraupe. Brigaden der Waagenfabrik sowie von den PGH Raumkunst und Wärmetechnik halfen auf der Baustelle. Die LPG Thomas Müntzer stellte Land für Liegewiesen zur Verfügung.

REPARATUREN AN WOHNGEBÄUDEN. Vorbildlich unterstützt das Schamottekombinat Brandis die Bevölkerung bei Reparaturen an Wohngebäuden. So wird eine Brigade des Kombinates zwölf Schornsteine instandsetzen und beim Abputz mehrerer Häuser helfen.

MODERNE KAUFHALLE. Der Umbau eines alten Güterschuppens der Deutschen Reichsbahn in eine moderne Kaufhalle auf dem Platz der Neuerer in Schmölln ist in vollem Gange. Die Mitarbeiter der HO legen fleißig mit Hand an.

32 WOHNUNGEN. In Geithain laufen zur Zeit die Fundamentierungsarbeiten für den Bau von 32 neuen Wohnungen auf vollen Touren. Vor allem das Baustoffkombinat und das Emaillierwerk unterstützen die Initiative der Bevölkerung.

BEZIRKSJUGENDOBJEKT. Fünf Jahre früher als vorgesehen wollen die 80 FDJler des Bezirksjugendobjektes „Unstrut-Helme" im Wettbewerb zum 20. Jahrestag der DDR die wasserwirtschaftlichen und meliorativen Arbeiten an Unstrut und Helme abschließen. Unser Foto: Das alte Flußbett der Helme wird mit dem UB 83 verbreitert und eine neue Böschung angesetzt.

Im Perspektivzeitraum bis 1974 wird der Nutzen der komplexen Melioration im Meliorationsverband „Unstrut-Helme" für die Landwirtschaft 564 000 dt Getreideeinheiten betragen (Foto).

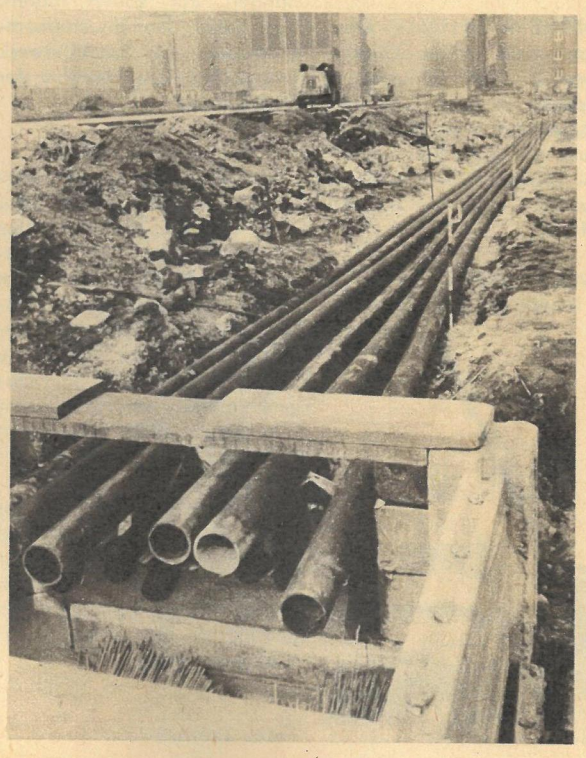
Foto: Zentralbild

Kunst zum 20.

Die Ausstellung „Kunst und Architektur" des Bezirkes Gera wurde vom Mitglied des Politbüros des ZK der SED, Professor Kurt Hager (zweiter von links), besucht, hier vor dem Entwurf einer Monumentalplastik für den Greizer Leninpark.

Innerhalb einer großen Lehr- und Leistungsschau des Bezirkes Erfurt in den Hallen des iga-Geländes findet die Ausstellung über „Architektur und bildende Kunst", die dem 20. Jahrestag der DDR gewidmet ist, reges Besucherinteresse. Den Veranstaltern kam es darauf an, Räume und Ensembles vorzustellen, in denen Kunst für viele Menschen da ist und wirkt. So veranschaulichen zwei große Hallen den lebendigen Zusammenhang von Gebiets- und Städteplanung, Architektur und bildender Kunst. Zahlreiche vorgestellte Werke der bildenden Kunst sind unmittelbar mit dem Baugeschehen verbunden. Kennzeichnend für Malerei, Grafik und Plastik ist es, daß zielstrebige Auftragspolitik und planmäßig entwickelte Partnerschaft zu solchen Schrittmachern wie dem Uhrenkombinat Ruhla oder dem landwirtschaftlichen Kooperationsbereich Berlstedt viele Künstler zu neuer sozialistischer Thematik vordringen ließ. Dafür sprechen zum Beispiel Otto Kaysers durchgeistigtes Porträt „Luise Ermisch"; Gottfried Schülers „Putzerbrigadier Konrad Platzdasch" (oben links), eines Bahnbrechers beim Erringen des Weltniveaus im Bauwesen. Ein weiterer wesentlicher Grundzug der Ausstellung ist, daß eine Reihe talentierter junger Künstler mit thematisch und künstlerisch beachtlichen Werken auf sich aufmerksam gemacht hat: Siegfried Besser mit poesievollen, teils zum Allegorischen neigenden Malereien (oben rechts „Krämerbrücke in Erfurt"); Lutz Gode, der in einem seiner Gemälde die herzliche Verbundenheit der Bevölkerung mit unserer Volksarmee gestaltet. Ergebnis echter Partnerschaft zwischen Werktätigen und Künstlern sind auch die zahlreichen Werke des bildnerischen Volksschaffens, die sich in Aussage und Qualität organisch in das Gesamtbild einordnen. V. M.

Reproduktionen: Gaul, Foto: ZB

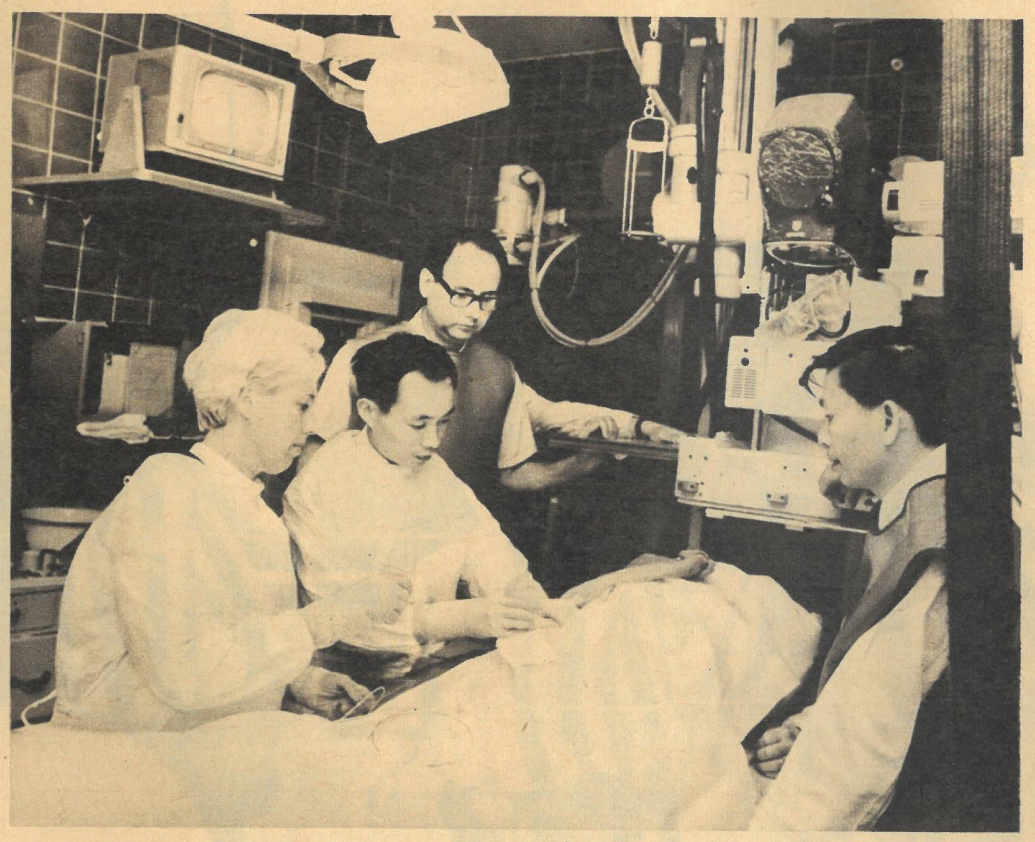


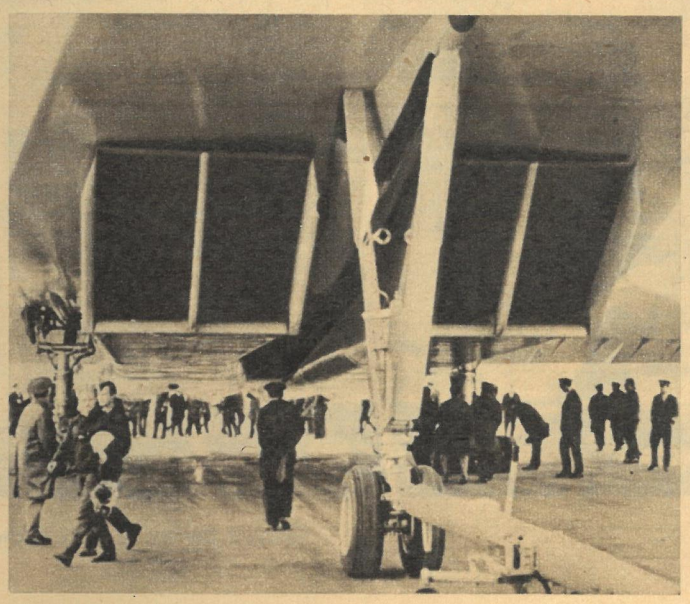
Schlangen unter dem Asphalt

Ruhig und gelassen liegen sie in der prallen Mittagssonne. Die Wärme schadet ihnen nicht, den Kunststoffschlangen aus Gölzau. Diese interessante Neuerung der Deutschen Post entdeckten wir in der Leipziger Gerberstraße, einem der Bauzentren der Leipziger Innenstadt. – Jeweils zwölf Meter lang liefert das Herstellerwerk die schwarzen Kunststoffschlangen, die dann an Ort und Stelle zu Längen von 50 bis 80 Metern zusammengeschweißt werden. Ein transportables Schweiß- und Preßgerät aus dem Mansfeldkombinat in Eisleben schafft das bei normalen Außentemperaturen in etwa acht Minuten. Anschließend werden die Rohre in eine Trasse verlegt, und das Einfädeln der Fernsprechkabel von Schacht zu Schacht kann beginnen. Die Vorteile gegenüber der herkömmlichen Methode mit Kabelformstücken aus Beton sind: Steigerung der Arbeitsproduktivität und Beseitigung schwerer körperlicher Arbeit. Die Kunststoffrohre schmiegen sich gewissen Unebenheiten des Bodens an und lassen leichte Krümmungen zu. Sie sind an den Stößen flexibel und wasserdicht. Ihre Anwendbarkeit sogar bei Flußdurchquerungen ist im Bett der Mulde bereits erprobt. Schubert

Fotos: Hoppe

Dieser Mittwoch auf dem Moskauer Flughafen Scheremetjewo war ein aufregender Tag für die Journalisten aus vielen Ländern: Das erste Überschallpassagierflugzeug der Welt, die TU 144, die nun bereits in die Serienproduktion geht, stellte sich dem internationalen Publikum am Boden zur Besichtigung und im Flug vor. Unsere Bilder ergänzen den Farbbeitrag, den wir vor einiger Zeit veröffentlichten. Professor Andrej Tupolew, Vater der TU-Reihe, hatte in den Stunden auf dem Flughafen pausenlos Fragen zu beantworten: Der planmäßige Einsatz der Maschine wird nicht lange auf sich warten lassen.



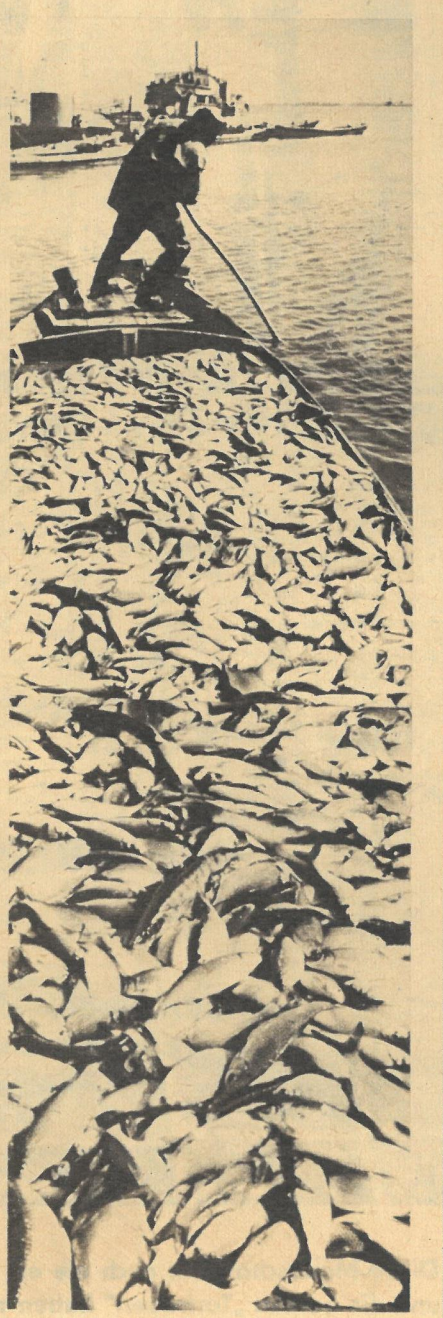


Neuroradiologische Untersuchung in der Medizinischen Fakultät der Berliner Humboldt-Universität: Dr. med. Hoang-Xuong (zweiter von links) aus dem Krankenhaus „Deutsch-Vietnamesische Freundschaft" in Hanoi arbeitet seit 16 Monaten in der Abteilung für Herz- und Gefäßdiagnostik. Der Facharzt für Röntgenologie erwirbt sich in der DDR Spezialkenntnisse. Sein Kollege Dr. Dinh Van Tai (rechts) arbeitet in der gleichen Abteilung als Aspirant für Kardiologie.

Am Unterlauf der Wolga brachte der eben beendete Frühjahrsfischzug reiche Beute. Die Fischer im Gebiet Astrachan, die eine gute Versorgung ihres Marktes garantieren, haben sich im Zeitraum von 1966 bis 1970 das Ziel gestellt, ihre Fangergebnisse auf das Vier- bis Fünffache zu steigern.

Fotos: APN, Zentralbild

Eine der schönsten Kostbarkeiten des Grünen Gewölbes in Dresden ist diese Plastik aus Elfenbein. Sie zeigt den wegen seines Mutterwitzes berühmten Hofnarren August des Starken, Josef Fröhlich, auf einem Wagen. Nach 200jähriger Abwesenheit, nun restauriert durch Eva Herzog, erhält die Figurengruppe wieder ihren Platz in der Pretiosensammlung.



z6

Redaktionskollegium: Kurt Stephan (Chefredakteur), Gerhard Graban (stellvertretender Chefredakteur), Günter Blutke, Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Wolfgang Winkler
Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino
Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf
Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Straße 43
Anzeigenverwaltung: DEWAG-Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Anzeigenpreisliste Nr. 5.

Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M
Abonnementspreis monatlich 1,30 M
Bankkonto: BSK der Industrie- und Handelsbank der DDR, 108 Berlin, Konto Nr. 6651-18-593
Postscheckkonto: Berlin 177 17
Zeit im Bild erscheint im Allgemeinen Deutschen Verlag, 108 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11
Postanschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412
Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf: 42 093 305

Fotos: J. Bernd; Text: G. Fischer

**Diese Mannschaft hat noch nie ein Spiel gewonnen
und die beiden „Torfrauen" haben noch keines verloren.
Insgesamt jedoch haben sie alle einen Anteil an dem 1:10, von dem hier die Rede ist.
Mehr noch, Meister Ehrentraut, Gruppenleiter Gildemeister,
Technologe Claus, Meister Ludewig, Gruppenleiter Silbermann,
Abteilungsleiter Kraft, Betriebsakademie-Leiter Schuster, Parteigruppenorganisator Skeide
und die Ehemänner Eknigk und Klotzsche (von links nach rechts),
wären als Team vor dreißig Jahren in Deutschland einmalig gewesen.
Nie hätte man damals diese Mannschaft zusammenbekommen,
die bei uns heute „Durchschnitt" ist. Durchschnitt in ihrer Meinung
zu ihren Kolleginnen und Ehefrauen, um die wir sie befragten.**

Eins zu Zehn gewonnen

Magda Eknigk und Gisela Klotzsche fühlen sich, wie die Überschrift vielleicht vermuten läßt, keineswegs etwa als Sieger. Was sie gewonnen haben, sind Achtung und Anerkennung ihrer Kollegen des Transformatoren- und Röntgenwerkes in Dresden. Auf ihren Visitenkarten steht als Beruf „Chemieingenieur", und ihre Kaderakten wurden vor vier bzw. drei Jahren hier angelegt. In einem Betrieb wie dem Trafo-Werk, wo auch körperlich schwere Arbeit geleistet wird, ist die Produktion zum weitaus größten Teil „Männersache". Wer da hineinreden will, muß schon ein ganzer Kerl sein. Und eben solche „ganzen Kerle" sind heute Frauen wie Magda und Gisela. Ist das nun etwas Besonderes — oder nicht?

Aus dem Entschließungsentwurf zum 2. Frauenkongreß der DDR:

Voller Überzeugung bekräftigen wir:
Hätte unser Staat nur das Prinzip der Gleichberechtigung der Frau verwirklicht —
schon das würde genügen,
um seine Überlegenheit
gegenüber dem staatsmonopolistischen Herrschaftssystem in Westdeutschland zu beweisen.

Bitte blättern Sie um!

Eins zu Zehn gewonnen

Fortsetzung von Seite 7

Zwei zu Zwanzig

Der Titel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit" ist noch relativ jung. Die Abteilung Technische Verfahrensentwicklung (TVE) hat ihn 1969 erkämpft. Zehn Prozent, genau zwei von zweiundzwanzig Mitgliedern der Brigade, sind Frauen; Magda und Gisela! Technische Verfahrensentwicklung ist heute keine Nebensache mehr. Neueste Erkenntnisse im Betrieb einzuführen ist ein Bestandteil der technischen Revolution. Arbeitszeit- und Kosteneinsparung ein ökonomisches Prinzip. Zusammengenommen sind sie die Aufgabe dieser Abteilung. Es ist also ihre Pflicht, der Produktion „hineinzureden". Abteilungsleiter Eberhard Kraft kann sich da keine Pannen leisten. Für ihn gilt das Ergebnis: „Hier muß jeder seinen Mann stehen – und die Frauen stehen ihn. Sie schnappen weder ein, wenn harte Worte fallen, noch geben sie ihren Standpunkt kampflos auf. Ihr Können und ihre Leistung geben ihnen das Selbstvertrauen, das ihnen wiederum Achtung und Anerkennung sichert."
Die Gruppenleiter Wolfram Silbermann und Hermann Gildemeister, als unmittelbare Vorgesetzte, fühlen sich mit der Frage: „Schaffen die Frauen ihre Aufgabe?" beinahe beleidigt. „Was heißt schaffen? Selbstverständlich füllen sie ihren Platz aus. Unterschiede gibt es nicht. Hier zählt der Ingenieur, egal ob Mann oder Frau. Gemessen wird an der Arbeit – und die macht keiner von uns besser!"
Verfahrenstechnologe Hans Claus erinnert sich an vergangene Jahre: „Wie schwer hätte es eine Frau früher gehabt. Magda und Gisela waren die ersten Frauen in dieser Tätigkeit im Betrieb, die vorher nur Männern vorbehalten war. Natürlich gab es Skepsis. Doch weniger gegen die Frauen als mehr um die Frage: Wie halten wir mit? Ich meine, man kann sogar sagen, daß wir ihnen zwar anfangs Hilfe und Unterstützung gaben, jetzt aber auch schon von ihren Erfahrungen profitieren!"
Wie gesagt, der Titel der Brigade ist noch jung. Magda und Gisela haben daran, daß er errungen wurde, den gleichen Anteil wie ihre männlichen Kollegen – und das ist ein Gewinn, auf den diese besonders stolz sind.

Zwei zu Vier

Hier jedoch soll es „Männersache" bleiben, über Magda und Gisela zu sprechen. Da sind zunächst der Leiter der Betriebsakademie Hans Schuster und Parteigruppenorganisator Dietmar Skeide. Hans Schuster kennt Magda Eknigk aus der Zeit ihrer Lehrtätigkeit, wo sie ein Beispiel für alle Schülerinnen gab. Selbst noch lernend – sie qualifizierte sich in dieser Zeit zum Ingenieur für Korrosionsschutz – lehrte sie in einer Frauenklasse Chemie und Werkstoffkunde: „Für unsere Schülerinnen gab sie das persönliche Beispiel dafür, daß unsere heutige sozialistische Gesellschaft die Voraussetzungen hat, der Frau alle Hindernisse ihrer Entwicklung aus dem Weg zu räumen und so in erster Linie ihr Wille über ihre Möglichkeiten entscheidet!"
Dietmar Skeide schätzt vor allem die gesellschaftliche Arbeit von Magda und Gisela ein: „Ihre Aktivität mag unterschiedlich sichtbar werden, wenn man daran denkt, daß Magda Mitglied der zentralen Parteileitung und Gisela dagegen parteilos ist. In dem Sinne, wie es der Entschließungsentwurf des Frauenkongresses fordert, sind beide politisch aktiv. Ihre Stellung im Betrieb verlangt ganz einfach, sich mit dem politischen Geschehen auseinanderzusetzen. In ihrer täglichen Arbeit zeigen sie, daß sie das auch tun!"
Die Meister Richard Ludewig und Heinz Ehrentraut aus der Produktion sind sozusagen die letzten. Nicht jene, die die Hunde beißen, wohl aber die, in deren Abteilungen die Arbeitsergebnisse der Kolleginnen Eknigk und Klotzsche bestehen müssen. Bei Richard Ludewig ging es um Fett, das beseitigt werden und bei Heinz Ehrentraut um Wachs, das aufgetragen werden muß. Beides Probleme, bei denen solides Wissen, gründliche Arbeit und guter Kontakt zur Produktion nötig sind, um eine Lösung zu finden. Nun – Meister Ludewig meint: „Ihre Geduld, Gewissenhaftigkeit und ständige Einsatzbereitschaft haben uns Respekt eingeflößt. Der Erfolg hat dazu geführt, daß wir alle wie ein Mann hinter unserer Magda stehen!" Und Meister Ehrentraut ergänzt: „Schon die Tatsache allein, daß die Abteilung TVE diese komplizierte Arbeit an Gisela überträgt, erweckt bei uns Vertrauen. Wie sie das Problem gelöst hat, verdient uneingeschränkte Hochachtung!"
Vier Männer haben geurteilt. Männer, die gewohnt sind, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, kritisch zu urteilen und hart zu arbeiten. Das Ergebnis: Zwei zu vier für die Frauen!

Eins zu Eins

Zwei Männer bleiben noch übrig. Nicht des Verhältnisses eins zu zehn wegen, sondern der Vollständigkeit halber. Denn welche Frau wäre vollständig ohne ihre Familie? In sehr vielen Fällen aber ist sie ein scheinbares Hindernis ihrer Entwicklung. Daß es scheinbar ist, beweisen die untereinander befreundeten Familien Eknigk und Klotzsche. Wenn sie ein paar gemeinsame Stunden der Entspannung verbringen, dann gehören dazu noch drei Kinder. Daniela zu Eknigks, Ralph und Frank zu Klotzsches. Zusammen sind sie noch keine sieben Jahre alt und ihre Probleme sind gleichzeitig die der Eltern und ihrer Arbeitsstellen. Horst Eknigk, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der TU Dresden, und Dieter Klotzsche, Elektro-Monteur und Fernstudent, kennen das. Wenn die Kinder krank sind oder andere familiäre Pflichten erfordern, daß ein Ehepartner zu Hause bleibt, dann wird, wie bei jeder anderen häuslichen Arbeit auch, gefragt: „Wer ist dran?" Und „dran" ist immer, wer gerade am leichtesten im Betrieb abkömmlich ist. Doch weder Horst Eknigk noch Dieter Klotzsche sind der Meinung, daß der Beruf ihrer Frauen das Familienleben negativ beeinflußt. In ihren Familien gilt der Grundsatz „Eins zu Eins!" Ein Grundsatz, der dem Leistungsvermögen und der Leistungsbereitschaft der Frauen in der sozialistischen Gesellschaft entspricht. Nichts Besonderes also, wenn man an die Millionen Frauen denkt, die, wie Magda Eknigk und Gisela Klotzsche, täglich bei uns im Berufsleben „ihren Mann stehen". Denkt man jedoch daran, daß unserem Staat zwei Jahrzehnte genügten, der Frau den Platz freizumachen, um den sie Jahrhunderte lang kämpfen mußte, so ist dies das Besondere im Alltag der DDR.

Zeit für andere zu haben, ist für Eknigks schon Gewohnheit. Sowohl im Beruf als auch in ihrer gesellschaftlichen Arbeit wird manche Stunde geopfert. Doch nicht etwa zu Lasten des Familienglücks, sondern zu seinem Nutzen.
Denn Magda Eknigk steht nicht abseits in unserem täglichen Leben, sondern gestaltet es an der Seite ihres Mannes aktiv mit.

Zeit für sich zu finden ist für Klotzsches leichter, als es scheint. Gewiß, Beruf, Fernstudium und zwei Kinder bringen Probleme. Sie jedoch zu lösen und selbst dabei zu wachsen, ist heute, wie bei ihnen, schon in vielen Familien zu einem Bedürfnis geworden, weil die Gleichberechtigung der Frau dort nicht ihr Ende, sondern ihren Anfang hat.

UDO KRAUSE: NICHT NUR EINE AKTE . . .

ROUTINE

Zwei ältere, gesetzte Leute vor der Familienkammer. Er ist ein hagerer, energischer Typ mit Geheimrats-Ecken und Geheimrats-Aktentasche, aber weder Rat noch geheim, sondern Betriebseisenbahner auf einem großen Bahnhof. Seine Frau wirkt sachlicher als er, eine gepflegte Vierzigerin, etwas verhärmt und – bei genauem Hinsehen erkennt man es – wohl doch auch recht nervös; jedenfalls rückt sie öfter als nötig ihre Brille zurecht.
Es geht um ein altes, leidiges, ernstes und heiteres, in der Literatur so oft wie im Leben angeschlagenes Thema: Um die Treue oder vielmehr – um die Untreue.

Klägerin: Als unsere Nachbarin einholen gehen wollte, kam aus unserer Tür eine fremde Frau heraus. Sie sind beide direkt erschrokken. Mein Mann stand unten am Briefkasten, er wollte wohl sehen, ob die Luft rein war, und er hat die Frau dann noch 'rausgelassen. Ich hab' ihm all die Jahre über immer wieder verziehen, aber das hat mir jetzt doch den Rest gegeben.

Der Verklagte bestreitet dieses Vorkommnis mit großer Beredsamkeit, von dem schon etwas gelichteten Haar bis zu den blankgeputzten Stiefelspitzen ganz beleidigte Unschuld. Der Vorwurf müsse öffentlich widerrufen werden, fordert er, nur dann habe es noch Sinn, die Ehe fortzusetzen.

Verklagter: Die erste Forderung ist diese Ehrenerklärung. Ich behaupte, daß das nicht der Fall war.
Vorsitzende: Sie würden also die angebotene Aussöhnung heute nicht annehmen?
Verklagter: Nur unter dieser Bedingung.

Die „Ehrenerklärung", die er verlangt, kann er natürlich nicht von seiner Frau bekommen, sondern allenfalls von der Nachbarin, die den konspirativen Abschied beobachtet haben will. Die Familienverfahrensordnung, die zugleich mit dem sozialistischen Familiengesetzbuch in Kraft getreten ist, sieht für Fälle dieser Art die Möglichkeit vor, die Aussöhnungsverhandlung zu wiederholen; sie erlaubt es auch, ausnahmsweise schon in der Aussöhnungsverhandlung Zeugen zu vernehmen. Es zeichnet sich eine gute Chance ab, den Konflikt auf diese Weise zu bereinigen. Die Vorsitzende der Familienkammer trifft jedoch eine beim Stand der Dinge wirklich erstaunliche Feststellung:

Vorsitzende: Tja, wenn das so ist, müssen wir Termin zur streitigen Verhandlung anberaumen. Frau Klägerin, Sie würden also die Scheidung der Ehe beantragen?
Klägerin: (Schweigt).

Sie will nicht geschieden werden. Ich glaube, sie wollte es von vornherein nicht ernsthaft. Ihr hat wohl mehr daran gelegen, ihn eindringlich zu warnen; vielleicht hat sie gedacht, es sei nützlich, wenn ihm einmal Fremde energisch ins Gewissen reden würden, mit amtlicher Autorität, Rechtskenntnis und Lebenserfahrung.
Auch dem Verklagten liegt offenkundig nichts an einer Scheidung. Er möchte seine beleidigte Ehre wiederhergestellt sehen. Die Vorsitzende aber möchte den Termin beenden.

Vorsitzende: Wenn Sie sich noch nicht im Klaren sind, können Sie es sich auch noch vorbehalten, Anträge zu stellen.
Verklagter: Ich bin mir doch im Klaren. Unter der Voraussetzung, die ich angegeben habe, wäre ich mit der Fortsetzung der Ehe einverstanden.

Vorsitzende: Wie ist es mit dem gemeinsamen Eigentum und Vermögen, Frau Klägerin? Haben Sie da schon Vorstellungen?
Klägerin: Ich habe mir darüber noch keine Gedanken gemacht. Erst wollte ich den heutigen Termin abwarten.
Vorsitzende: Es wäre ratsam, daß Sie sich bis zum nächsten Mal darüber aussprechen oder eine Aufstellung machen würden, was alles in der Ehe angeschafft worden ist . . .

Klägerin und Verklagter kamen zwar auf verschiedenen Wegen zum Kreisgericht, aber mit dem gemeinsamen Vorsatz, es noch einmal miteinander zu versuchen. Nun gehen sie und sind gehalten, sich mit dem Gedanken an die Scheidung vertraut zu machen, sich über Tisch und Stuhl und Schrank auseinanderzusetzen. War es nötig, daß die Familienkammer sie so entläßt?
Der Terminzettel für diesen Verhandlungstag weist eine ganze Reihe von Eintragungen auf. Jede Stunde wird ein anderes Paar, das keines mehr sein möchte, vor den Richtertisch treten. Vielleicht ist dieser Stundenplan des Eheabschieds daran schuld, daß das Gericht seinen gesetzlichen Aussöhnungsauftrag so routinemäßig auffaßt?
Als Beleg hier noch ein zweiter Scheidungsprozeß. Diesmal handelt es sich um eine relativ junge Ehe. Das gemeinsame Kind ist drei Jahre alt.

Vorsitzende: Stimmt es denn, daß Sie sehr oft spät und außerdem auch noch angetrunken nach Hause kommen?
Verklagter: Freilich stimmt es. Ich leugne das gar nicht ab.
Vorsitzende: Sie sagen „freilich". Ist das bei Ihnen selbstverständlich, oder wie sollen wir das auffassen?

Verklagter: Meine Frau ist eben immer so . . . so ablehnend zu mir, und dann gibt's eben Zank. Tags darauf sag' ich mir dann: Was sollst du zu Hause, bleib' lieber noch mit deinen Sportfreunden zusammen.

Es stellt sich heraus, daß eine Störung im Intimbereich der Ehe vorliegt. Die Klägerin hat ihrem Mann mehrfach versprochen, sich deshalb einer ärztlichen Behandlung zu unterziehen, es dann aber doch unterlassen, weil sein Verhalten „nicht danach" war.

Vorsitzende: Sie können natürlich auch nicht erwarten, daß Ihre Frau Ihnen um den Hals fällt, wenn Sie sich so benehmen.
Verklagter: Ich seh' ja ein, daß ich mich ändern muß, aber meine Frau müßte eben endlich mal zum Arzt gehen.
Vorsitzende: Den Anfang müßten Sie schon machen – wenn es dafür nicht überhaupt zu spät ist.
Ich weiß nicht, ob es zu diesem Zeitpunkt wirklich schon zu spät war, aber ich finde, die Richterin hätte die Möglichkeit einer Aussöhnung nicht schon von sich aus in Frage stellen dürfen, ehe sie auch nur versucht hatte, die Möglichkeiten zur Überwindung des Konfliktes umfassend und unvoreingenommen zu erörtern und dabei auch die Einwände des Verklagten zu beachten.
Diese Ehe ist inzwischen geschieden. Das erste Verfahren endete noch vor der streitigen Verhandlung durch Klagerücknahme – ich fürchte aber, das ist kein Verdienst des Gerichtes. Unser Familienrecht konserviert keine Ehe, die nur noch eine inhaltsleere Form ist. Es begünstigt aber auch keine leichtfertige, kurzschlüssige Verhaltensweise gegenüber Ehe und Familie. Einer Scheidung muß noch stets eine gewissenhafte, auf den Grund der Dinge vorstoßende Prüfung des „Wieso" und „Warum" vorangehen, bei der den Beteiligten nichts geschenkt, bei der ihnen gegenüber freilich auch an Hilfe nicht gespart werden darf – Hilfe bei der Erhaltung, nicht bei einer vielleicht unbedachten oder jedenfalls vermeidbaren Auflösung ihrer Ehe. Diesem Grundsatz unserer Familienpolitik folgt die Praxis der Rechtsprechung, und die Gerichte haben dabei schon um viele Familien Verdienste erworben. Gerade deshalb meinte ich, nicht verschweigen zu sollen, daß es auf diesem Gebiet zuweilen auch noch Routine gibt – nicht damit wir sie beklagen, sondern damit wir sie überwinden.

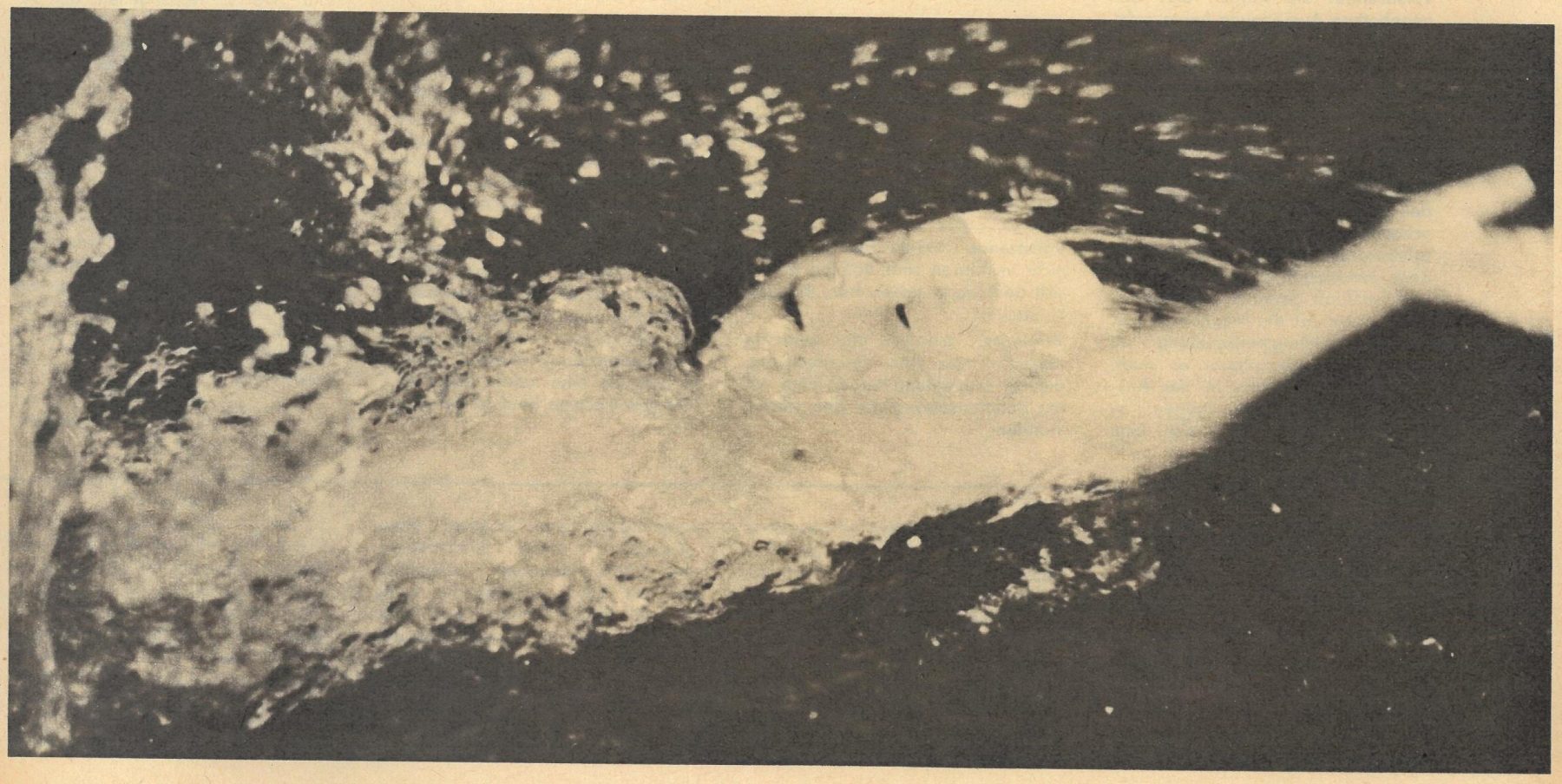
Foto: E. Buschmann

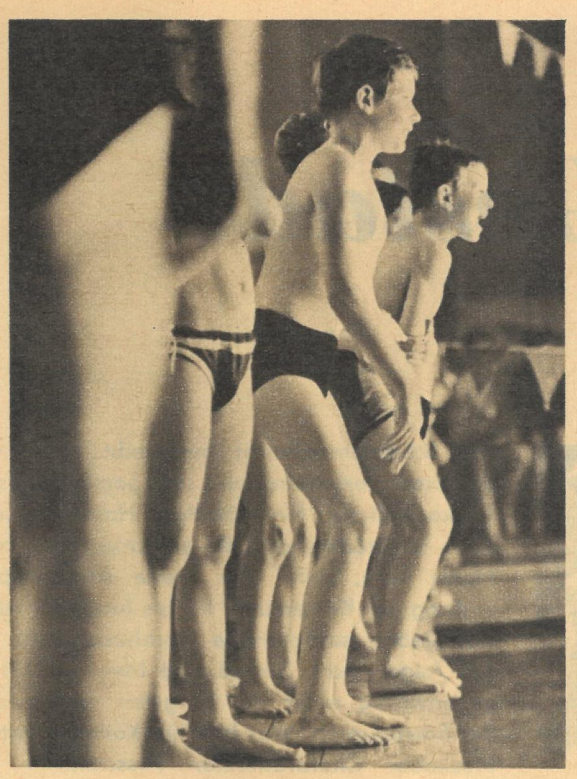
In Sachen „Freiheitsstrafe?" (zb Nr. 21/69)

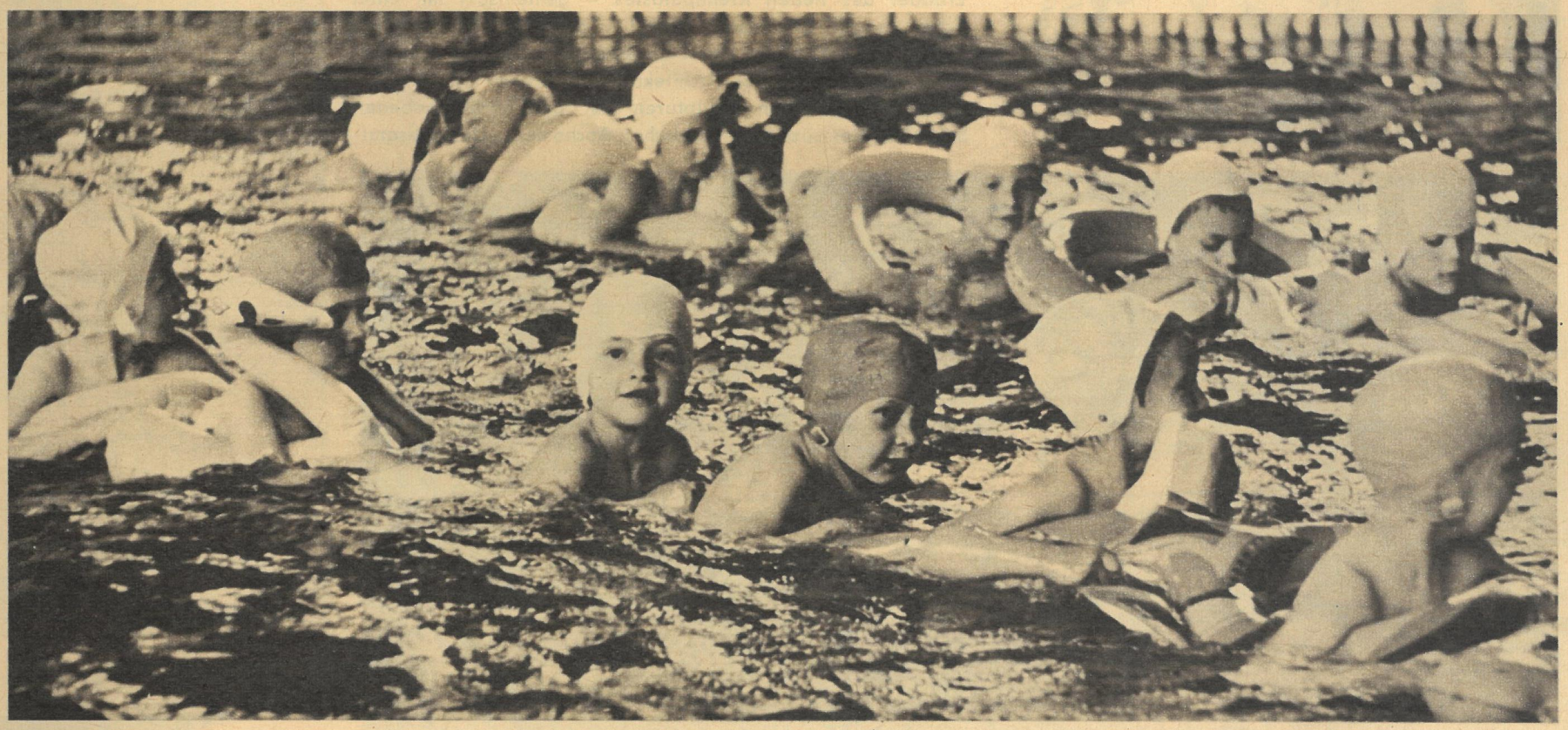
Sicherlich erinnern Sie sich noch: Abweichend von der üblichen Praxis auf dieser Seite bat am Schluß der letzten Folge unserer Serie „Nicht nur eine Akte" Autor Udo Krause die Leser um ihr Plädoyer. Nun, wir rechneten aus guter Erfahrung mit vielen Zuschriften – hier aber hat zunächst ihre Anzahl das Gewohnte weit übertroffen. Auch erhofften wir uns von vornherein, daß unsere Leser nicht mit dürren, oberflächlichen Worten über die Problematik des Falles hinweggehen würden – und wurden doch täglich aufs neue bewegt von ihrer gesellschaftlichen und menschlichen Reife, von der auf Hilfe bedachten Anteilnahme am Schicksal eines „Fremden", eines Straffälligen, von dem Vertrauen schließlich auf die gute, erzieherische Kraft unserer neuen Umwelt und ihrer Menschen. So ist es eigentlich ein aufschlußreiches Kapitel sozialistischer Menschengemeinschaft, das mit diesen Briefen an die Redaktion zum Fall M. von unseren Lesern geschrieben worden ist – ein Kapitel, das wir zur gegebenen Zeit veröffentlichen werden. Nur um etwas Geduld bitten wir in dieser Sache, denn wir haben zunächst sämtliche Meinungsäußerungen verständlicherweise dem zuständigen Bezirksgericht überlassen. Bereits heute aber sagen wir allen, die uns schrieben, nochmals ein herzliches Danke!

Die Redaktion

Hettstedter Schwimmkindergarten







Eigentlich sollte der mit Spannung erwartete Wettkampf schon eine Stunde eher beginnen und die Mädchen und Jungen aus den Hettstedter Schulen wurden bereits ungeduldig. Nicht etwa weil ihnen die Zeit zu lang wurde, dafür gab es an jenem Nachmittag im Hallenbad von Hettstedt keinen Grund. Aber der Gegner, auf den sie alle fieberhaft warteten, erschien nicht. So schoß der Starter den ersten Wettbewerb ohne die Gäste an.

Vor einigen Wochen feierte die Sektion Schwimmen der BSG Stahl Hettstedt ihren zwanzigsten Geburtstag. Für diesen Feiertag aller jungen und älteren Schwimmsportler in der kleinen Stadt im Bezirk Halle, und dazu zählt ein Großteil der Einwohner, hatte sich die rührige Leitung der Sektion einen besonderen Knüller einfallen lassen. Trainer Peter Klaan erläuterte das Vorhaben: „Schon seit einigen Jahren nehmen die polytechnischen Oberschulen aus Hettstedt am Schwimmsportwettbewerb des Deutschen Schwimmsportverbandes und der Illustrierten ‚Zeit im Bild' teil. Vor zwei Jahren belegte die Oberschule II dabei einen sechzehnten Platz, im vergangenen Jahr gehörte sie schon zu den ‚Medaillengewinnern' und konnte den Preis für den dritten Platz in Empfang nehmen. Aber Schüler und Lehrer der Schule wollen mehr. Da es sich unsere Sektion vor allem zur Aufgabe gemacht hat, den Kinder- und Jugendsport zu fördern, kam uns für unseren zwanzigsten Geburtstag eben dieser Gedanke des Vergleichskampfes zwischen den Siegerschulen des Schwimmsportwettbewerbs."

Nun, aus dem direkten Aufeinandertreffen der Oberschulen aus Möhlau, Zschornewitz und Hettstedt wurde an jenem Freitag nichts. Aber alle Beteiligten kamen trotzdem voll auf ihre Kosten. Die Mädchen und Jungen aus den ersten bis achten Klassen kämpften unter ohrenbetäubendem Anfeuerungsgeschrei ihrer Schulkameraden in acht Staffelwettbewerben um jeden Meter und um jeden Punkt. Als sichtbaren Ausdruck des Sieges überreichte der Kreisturnrat der besten Schule Pokale und Urkunden. Aber gewonnen hatten an diesem Schwimmfeiertag eigentlich alle, jeder Schüler, der sich in Ausscheidungswettkämpfen seiner Schule für diesen Vergleichskampf qualifiziert hatte, jeder Lehrer und Übungsleiter, jeder Kampfrichter und jeder Zuschauer. In der vergangenen Zeit sind aus den Reihen der Hettstedter Schwimmer schon eine Anzahl Spitzensportler hervorgegangen. Der Schulvergleichskampf bewies, es waren bestimmt nicht die letzten. Und wir wagen sogar die Prophezeiung: Wer in diesem Jahr den Pokal des Schwimmsportwettbewerbs für Allgemeinbildende Polytechnische Oberschulen gewinnen will, muß die favorisierten Hettstedter Schulen schlagen.

Seit acht Monaten übrigens gehört das Hettstedter Hallenbad in vielen Stunden der Woche den allerjüngsten Sportlern. Vier- und fünfjährige Steppkes aus allen Kindergärten der Stadt wurden unter Anleitung ihrer Kindergärtnerinnen und der erfahrensten Übungsleiter der Sektion in diesen Monaten in die Anfangsgründe des Schwimmens eingeweiht. Die 250 besten von ihnen bestritten einen Tag nach dem Schulvergleichskampf den ersten sportlichen Wettkampf ihres Lebens. Bunte Bälle und Küßchen waren der Lohn für die Kleinen, eine einzigartige Talenteschau der Gewinn für die Großen.

Vielleicht sollte nur noch erwähnt werden, daß sich die Sektion Schwimmen das Ziel gesteckt hat, in ganz Hettstedt im nächsten Jahr keinen Schulanfänger mehr zu haben, der nicht schwimmen kann. Schon in Kürze beginnen deshalb auch die jüngsten Kindergartenkinder mit dem Schwimmunterricht.

Fotos: K. H. Friedrich
Text: H. Patermann

Darum kämpfen auch Hettstedter Schulen:

Die Siegerschule im Schwimmsportwettbewerb der Allgemeinbildenden Polytechnischen Oberschulen, ausgeschrieben vom Deutschen Schwimmsportverband und der Illustrierten „Zeit im Bild", erhält einen Wanderpokal und eine Prämie von 1000 M. Die zweit- und drittplazierten Schulen erhalten Ehrenurkunden und Prämien von 500 M bzw. 300 M. Teilnahmeberechtigt sind alle Allgemeinbildenden Polytechnischen Oberschulen der DDR. Gewertet werden alle Schüler der 1. bis 10. Klassen, die das Schwimmsportabzeichen der DDR erworben haben. Meldeschluß ist der 1. Oktober 1969. Die vollständige Ausschreibung für den Wettbewerb wurde in der Ausgabe Nr. 20/69 von „Zeit im Bild", im Mitteilungsblatt des Ministeriums für Volksbildung und im „Schwimmsport" Nr. 6/69 veröffentlicht.

Saison am südlichen Gestade

Die Schwarzmeerbucht beschreibt einen eleganten Bogen, dahinter verschwimmen im Sommerdunst schneebedeckte Kaukasusgipfel. Ein mächtiger Hain aus seltenen langnadeligen Reliktenkiefern, die schlanken Stämme dreißig, vierzig Meter hoch, zieht eine breite schattenspendende Barriere entlang der Küstenlinie. In das harzduftende Grün schmiegen sich sieben schneeweiße Hochhaushotels. Vor ihnen, soweit das Auge reicht, Strand und Meer ... Das ist Kap Pizunda, gegenwärtig einer der jüngsten und modernsten Badeorte der Sowjetunion. Was hier ein Kollektiv unter der Leitung des Moskauer Chefarchitekten Possochin – er ist auch der Erbauer des neuen Kremlpalastes – gemeinsam mit einer Schar junger grusinischer Künstler in den letzten Jahren geschaffen hat, bildet einen ungewöhnlich reizvollen Zusammenklang von kühner Architektur, modernen Fresken und uralten grusinischen Skulpturen mit der naturgegebenen Schönheit der südlichen Landschaft Abchasiens. Dem Gesamt-

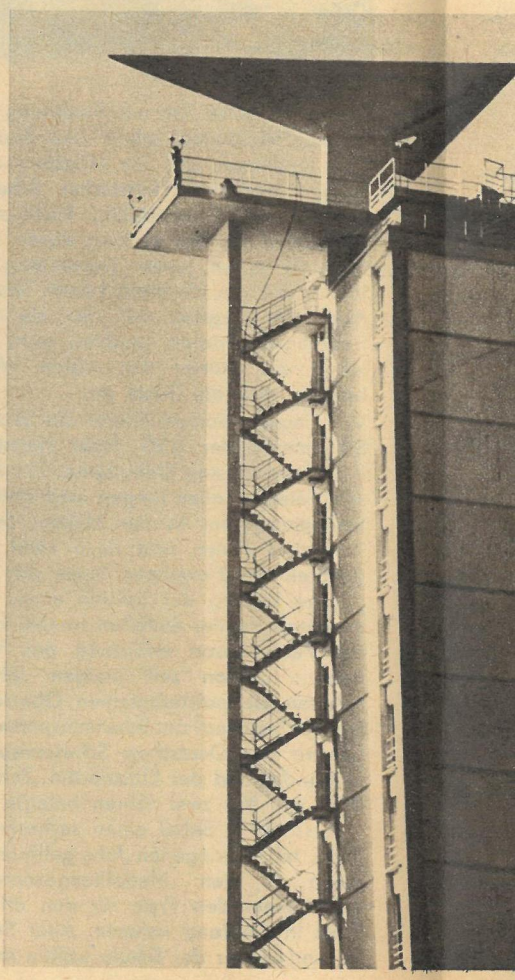


bild des baulichen Ensembles steht die Inneneinrichtung der dreizehnstöckigen Hotelpensionen, die insgesamt rund 3000 Gäste aufnehmen können, an Einfallsreichtum und Zweckmäßigkeit durchaus nicht nach. So hat sich Pizunda seit seiner Eröffnung vor einem reichlichen Jahr neben den traditionsreichen und renommierten Erholungsorten zwischen Sotschi und Batumi schnell einen Namen gemacht, und das nicht nur beim sowjetischen Urlauberpublikum, sondern ebenso unter den ausländischen Touristen. Und daß im internationalen Sprachenkolorit an diesem sonnigen Gestade (mittlere Sommertemperatur 24,1 °C!) auch die wohlvertrauten Heimatlaute aus Köpenick oder Knautkleeberg gewiß nicht fehlen, versteht sich dank unseres rührigen Reisebüros von selbst . . .

Fotos: V. Billeb, Uibrig (1)
Text: H. Rudolf

Krise OHNE ENDE

III.
Der Absturz des Pfundes

18. November 1967, ein Sonnabend. Zweieinhalb Stunden vor Mitternacht verkündete Premier Harold Wilson mit düsterer Miene der Nation: Die Regierung hat nur einen Ausweg aus der Krise – die Abwertung des britischen Pfundes. Statt 2,80 Dollar war es fortan nur noch 2,40 Dollar wert. Die Polizeiposten in Whitehall erhielten Verstärkung. Mit lauten Schmährufen bekundeten 600 Demonstranten vor dem Amtssitz Wilsons, dem Haus Downing Street Nr. 10, ihren Unwillen. Der Labourchef hielt nicht, was er bei seinem Amtsantritt im Oktober 1964 versprochen hatte: „Eine Labourregierung wird keine Abwertung vornehmen."
Obwohl die Bank von England in den letzten Wochen vier Mrd. Dollar zur Rettung des Pfundes einsetzen mußte, war der Gang der Dinge nicht mehr aufzuhalten gewesen. Von Tag zu Tag wurde deutlicher, daß das Pfund aus eigener Kraft seinen Wechselkurs gegenüber dem Dollar und anderen Währungen nicht mehr aufrechterhalten konnte. Trotzdem hatte noch am 13. November Sir Leslie O'Brien, der Governeur der Bank of England, nach seiner Rückkehr von Kreditverhandlungen in Basel Gerüchte von einer bevorstehenden Abwertung mit „Keine Spur!" bieder kommentiert. Lord Chalfont, Englands Hauptunterhändler in Sachen EWG, dementierte diese „Gerüchte" selbst noch am 17. November mit den Worten: „Die allgemeine Entwicklungstendenz befriedigt uns." Dabei herrschten an der Börse bereits chaotische Zustände. Die Kurse für Dollar und Pfund behielten jeweils nur für Minuten ihre Gültigkeit, eine Erscheinung, die es seit dem zweiten Weltkrieg nicht mehr gab. Selbst die Duty Free Shops auf den Flughäfen in London und Paris, Heathrow und Orly weigerten sich, für Whisky, Zigaretten und Schokolade Pfund Sterling in Zahlung zu nehmen.

Nicht zum ersten Male wurde am 18. November eine britische Regierung zur Abwertung gezwungen. Bereits die Lösung des Pfundes von der Goldparität im September 1931 war mit einer „gleitenden" Abwertung der britischen Währung von 4,86 im Jahre 1929 auf 4,03 US-Dollar je Pfund Sterling im Jahre 1939 verbunden. Am 18. September 1949 folgte die nächste Abwertung von 30,5 Prozent. Die Parität sank auf 2,80 US-Dollar je Pfund Sterling. Und nun die erneute Abwertung um 14,3 Prozent. In weniger als vier Jahrzehnten büßte somit die als Reservewährung neben dem Dollar fungierende britische Währung mehr als die Hälfte ihrer einstigen Parität zum Dollar ein. Die damit verbundene Schwächung des britischen Imperialismus einzugestehen, fiel immer einem Labour-Premier zu: 1931 Ramsay Macdonald, 1949 Clement Attlee und nun Harold Wilson.

Harold Wilson: „Die Regierung hat nur einen Ausweg ..."

Bergrutsch einer Weltmacht

Die Ursachen der lang anhaltenden Krise des Pfundes sind vielfältig:
● Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war Großbritannien die „Werkstatt der Welt". Um 1870 vereinigte es noch ein Drittel der Welt-Industrieproduktion auf sich, aber 1967 betrug sein Anteil an der Industrieproduktion aller kapitalistischen Länder noch ganze 7,5 Prozent. Das Land Ihrer Majestät ist auf den 4. Platz im imperialistischen Machtbereich zurückgefallen.
● Im 19. Jahrhundert beherrschte die britische Flotte die Weltmeere. „Britannia rule the waves" lautete der Wahlspruch des britischen Weltreiches. 1890 betrug der britische Anteil an der Tonnage der Welthandelsflotte 48,5 Prozent – 1968 aber nur noch 11,3 Prozent.
● Während in London, einst das Finanz- und Handelszentrum der Welt, vor dem ersten Weltkrieg der größte Teil und vor dem zweiten Weltkrieg noch die Hälfte des Welthandels in Pfund Sterling abgewickelt wurde, ist es jetzt nur noch ein Viertel. Der Anteil Großbritanniens am Export aller kapitalistischen Länder sank von 1900 bis 1967 von 15,2 auf 7,6 Prozent.
Summa summarum: Der Bergrutsch der einstigen Weltmacht, die vor den Schüssen von Sarajewo noch über ein Viertel der Weltbevölkerung auf einem Viertel der Landfläche dieser Erde gebot, ist augenfällig.

Rüstung kontra Konkurrenzfähigkeit

Wider allen Erfordernissen und Möglichkeiten betrieben die herrschenden Kräfte Großbritanniens die Weltmachtpolitik weiter. Sie behielten zunächst das Netz britischer Militärstützpunkte bei, produzierten Raketen und Kernwaffen. So nimmt es nicht wunder, daß der Anteil der direkten Rüstungsausgaben am Brutto-Sozialprodukt Großbritanniens während der beiden zurückliegenden Jahrzehnte mit Ausnahme der USA höher war als in anderen imperialistischen Ländern:

USA	6,8
Großbritannien	6,1
Frankreich	5,5
Westdeutschland	4,5

Erst als die Rüstungslasten das Pfund an den Rand der Katastrophe trieben, blies man „östlich von Suez" zum Rückzug. Bis 1971 werden nun auch die britischen Stützpunkte im Fernen Osten mit Ausnahme derjenigen in Hongkong und am Persischen Golf liquidiert. Annulliert wurde die Anschaffung von 50 Jagdbombern des Typs F-111 in den USA zum Preis von rund einer Mrd. Dollar.

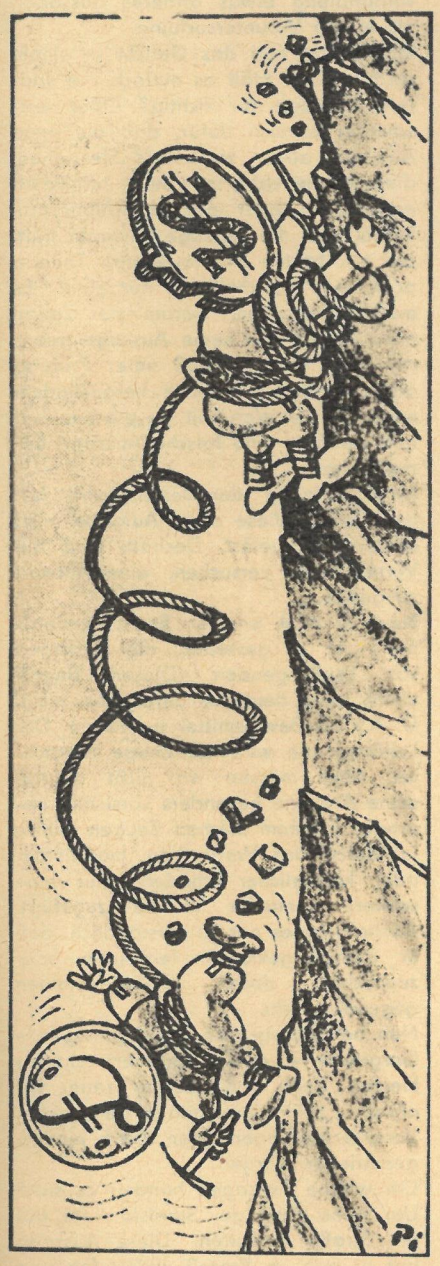
Zu spät! Der Tempoverlust in der ökonomischen Entwicklung des Landes, dessen Herrschaftsbereich im wesentlichen bis auf das Mutterland zusammenschrumpfte, war mit diesen Maßnahmen nicht aufzuholen, zumal 1967 noch immer jährlich 2,2 Mrd. Pfund für militärische Zwecke ausgegeben wurden. Während sich von 1955 bis 67 die Industrieproduktion der USA um 65 Prozent, die westdeutsche um 92 und die japanische sogar um 428 Prozent vergrößerte, wuchs die britische nur um 34 Prozent. Das gleiche Bild bietet ein Vergleich des Exportzuwachses der genannten Länder in diesen 12 Jahren: USA 102, Westdeutschland 254, Japan 520 – Großbritannien 78 Prozent.
Hinter dieser Entwicklung verbergen sich relativ niedrige Akkumulationsraten, die wiederum eine ungenügende Steigerung der Arbeitsproduktivität zur Folge hatten. So stiegen zwangsläufig auch die Exportpreise des Inselreichs (von 1963 bis 1968 um 19 Prozent), während die Westdeutschlands konstant blieben und die Japans um 3 Prozent sanken. Das Ergebnis: verminderte Konkurrenzfähigkeit der britischen Monopole, ein in der Tendenz stark wachsendes Defizit der Handelsbilanz. Da sich gleichzeitig die Überschüsse der britischen Dienstleistungsbilanz verminderten, ver-

lor die britische Zahlungsbilanz ihren entscheidenden Rückhalt. Die Defizite, das ökonomische Hauptproblem Großbritanniens, mehrten sich.

Abwertung und Sterlingblock

Die internationale Position des Pfundes schwächt auch die Stellung Großbritanniens als Zentrum des Sterlingblocks. Für die diesem Währungsblock angehörenden Länder ist das Pfund bei der Abwicklung ihres Handels nach wie vor das wichtigste internationale Zahlungsmittel. Den größten Teil ihrer Währungsreserven deponieren sie als Sterling-Guthaben in London. Als jedoch die Schwäche des Pfundes immer offenkundiger wurde, zogen einige Länder des Blocks ihre Sterling-Guthaben ab. Sie tauschten diese in Gold oder andere Währungen um. Das Angebot an englischen Pfunden auf den Devisenmärkten stieg und damit der Druck auf die britische Währung. Nach der Aggression Israels lösten zum Beispiel arabische Olländer ihre Londoner Sterling-Guthaben zum Teil auf. Allein Kuweit zog umgerechnet 1,5 Mrd. DM ab.

Mister Miller aus Liverpool muß den Gürtel noch enger schnallen.



Die Seilschaft.

Wenn man darüber hinaus bedenkt, daß zum Beispiel Ende März 1968 den britischen Netto-Sterling-Verpflichtungen gegenüber den Ländern des Sterling-Blocks in Höhe von 7 Mrd. Dollar nur Währungsreserven in Höhe von etwa 2,5 Mrd. Dollar gegenüberstanden, wird die Fragwürdigkeit der Rolle Englands als internationaler Bankier noch offenbarer.

Kredite, Kredite!

Mit der Abwertung am 18. November 1967 hoffte die Regierung Wilson das Steuer herumzureißen. Ein wesentlicher Pfeiler ihrer Strategie bestand jedoch erneut im Schuldenmachen. Mit der Abwertung erkaufte London vom IWF einen Kredit in Höhe von rund 3 Mrd. Dollar. Übrigens nicht zum ersten Male. Allein vom Internationalen Währungsfonds nahmen britische Kabinette von 1947 bis 1967 Kredite und Anleihen von insgesamt 4,9 Milliarden Dollar entgegen. Das sind 38 Prozent aller Kredite, die der Fonds seinen Mitgliedern überhaupt zur Verfügung stellte. Die gesamte neue Verschuldung Großbritanniens von 1964 bis zur Gegenwart (die auch andere als IWF-Kredite einschließt) wird auf 7,2 Mrd. Dollar geschätzt. Einige der Kredite hatten dabei allein den Grund, Großbritannien die Rückzahlung seiner Schulden an den IWF, die BIZ sowie Notenbanken imperialistischer Länder zu ermöglichen. Emanuel Shinwell, einer der Veteranen der Labour-Partei, äußerte angesichts dieser Tatsachen im britischen Unterhaus sarkastisch: „England hat in den letzten 20 Jahren vom Schuldenmachen gelebt." Tatsächlich, ohne diese Kredithilfen wäre der britische Imperialismus längst bankrott gegangen. Die geringen Währungsreserven reichten nicht aus, um die Zahlungsbilanz-Defizite auszugleichen. Natürlich hielten internationale Finanzkreise die britische Währung nicht aus Nächstenliebe am Leben. Bestimmend für diese Haltung waren, ungeachtet aller Widersprüche zwischen ihnen, die übereinstimmenden Interessen an der Verteidigung des imperialistischen Systems. Inzwischen erhöhten sie im Zusammenhang mit der Spaltung des Goldmarktes im März 1968 den Beistandskredit für Großbritannien, stützten im darauffolgenden Sommer abermals das Pfund und gewährten Anfang September vorigen Jahres erneut einen Kredit in Höhe von 2 Mrd. Dollar. Dieser Kredit ist jedoch an Bedingungen geknüpft, die die währungspolitische Unabhängigkeit des Landes einschränken.

Auf dem Rücken Mr. Millers

Georg Woodcock, Generalsekretär des Britischen Gewerkschaftsbundes, äußerte beim Verlassen der Downing Street Nr. 10 am 18. November 1967: „Wir können die Folgen im Moment nicht übersehen." Die daraufhin von Finanzminister Jenkins erlassenen „einschneidenden Sparmaßnahmen" bestätigten die düstere Vorahnung. Wie überall in der kapitalistischen Welt wurde nun auch der Absturz des britischen Pfundes auf dem Rücken „Mr. Millers" ausgetragen. Umgerechnet 10 Mrd. Mark stahl die britische Regierung den Verbrauchern durch höhere Steuern. Brot, Benzin und Tee wurden teurer, die Ratenkäufe erheblich erschwert, die Sozialversicherungsbeiträge erhöht, die Kostenbeteiligung der Patienten am Rezept sowie an jeder Zahnbehandlung eingeführt, die Mittel für den Wohnungsbau und das Bildungswesen gekürzt.

Im November 1968, nachdem auf der Bonner Zehnerclub-Konferenz die Gefahr einer neuen Pfundabwertung zunächst gebannt werden konnte, müssen die „Millers" erneut den Gürtel enger schnallen. Wieder bittet Jenkins die Verbraucher mit 2,5 Mrd. Mark Verbrauchersteuern zur Kasse. Benzin und Zigaretten verteuern sich, die Teilzahlungsbedingungen verschlechtern sich erneut. Im April dieses Jahres folgte schon das nächste Sparprogramm. Dieses Mal beschneidet die Labour-Regierung die britischen Werktätigen um 3,2 Milliarden Mark. Die gleichzeitig beschleunigte Zentralisationswelle in der britischen Wirtschaft macht die Arbeitsplätze von Millionen Werktätigen unsicher. Ein wachsender Teil der 700 000 Arbeitslosen sind ein Opfer der verschärften Rationalisierung. Mit ihrer Hilfe wollen die britischen Monopole ihre Konkurrenzfähigkeit erhöhen.

Währung mit „beschränkter Haftung"

Das Pfund balanciert weiter am Rande des Abgrunds. Die erhoffte Exportentwicklung ist ebenso ausgeblieben wie die im Zuge der Abwertung erwartete Importverminderung. So belief sich 1968 das britische Zahlungsbilanz-Defizit wieder auf etwa 400 Millionen Pfund. Die Voraussage des Londoner Institute for Economic and Social Research, ein Überschuß von 100 Millionen Pfund Sterling sei wahrscheinlich, platzte. So gesehen, müssen auch die Schätzungen für 1969 (200 Millionen Überschuß) in Zweifel gezogen werden. Nehmen wir dennoch zugunsten Großbritanniens an, diese Prognose trifft zu, so wäre dieser Überschuß noch immer um 300 Millionen Pfund zu niedrig, um die fälligen Schulden zu tilgen. Müssen doch bis 1971 sämtliche aufgenommenen Kredite zurückgezahlt werden, allein 1969 1,2 Mrd. Dollar. Es bedarf keiner prophetischen Gaben für die Voraussage, daß Großbritannien den dafür notwendigen Zahlungsbilanz-Überschuß nicht erwirtschaften wird und daher seine Gläubiger um ein Moratorium – d. h. um eine Aufschiebung der fälligen Rückzahlungen –, wenn nicht gar um einen neuen Kredit ersuchen muß.

Die alte Volksweisheit, daß nichts so sicher sei wie die Bank von England, gilt nicht mehr. „Sicher" bezog sich dabei auf das „Standing" dieser altehrwürdigen, 1694 gegründeten Bank, auf ihr internationales Ansehen, auf das absolute Vertrauen in ihre Zahlungsfähigkeit. Nichts ist von diesem Glanz geblieben. Das Pfund ist nur noch eine Reservewährung „mit beschränkter Haftung". Lediglich Kreditinjektionen halten es im System der kapitalistischen Weltwirtschaft funktionsfähig.

Lesen Sie in unserer nächsten Ausgabe: „Der Franc geht am Stock."

Dokumentation: Ernst Lüdemann
Manuskript: Klaus George
Fotos: Archiv
Karikatur aus „Industriekurier"

LEXIKON

Abwertung

Herabsetzung des Außenwerts einer Währung, d. h. die Herabsetzung des offiziellen Wertverhältnisses einer Währung zum Gold und damit gegenüber anderen Währungen durch die Verminderung des Feingoldgehalts der Währungseinheit (der Goldparität).

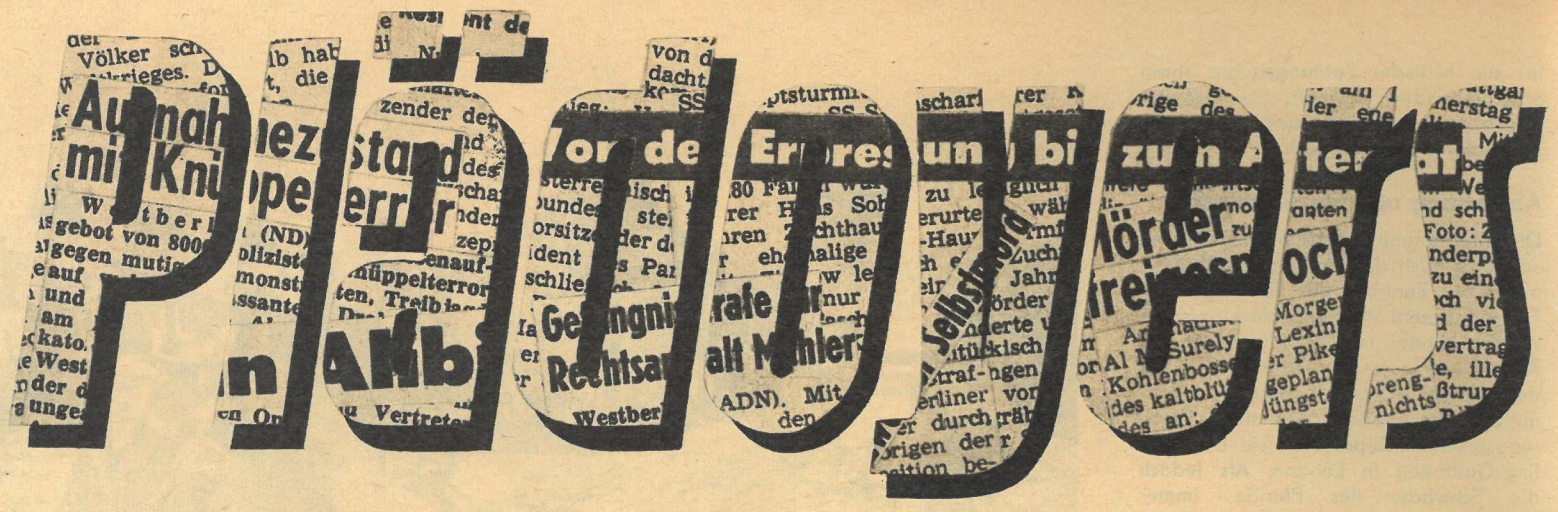
Sterling-Block

Gesamtheit der Länder, deren Währungen an das Pfund Sterling gebunden sind. Die Mitglieder des St. haben u. a. ihre Währung in einem festen Kursverhältnis zum Pfund Sterling zu halten sowie Gold- und Devisenreserven gegen Pfundguthaben an die Bank von England abzuführen. Diese Verpflichtungen werden von zahlreichen Mitgliedern des St. immer weniger „wörtlich" genommen. Dennoch ist der St. noch die wichtigste ökonomische Klammer des Commonwealth.

Zum Sterling-Block gehören gegenwärtig unter anderem die folgenden Länder sowie die verbliebenen Kolonialgebiete Großbritanniens: Australien, Botswana, Ceylon, Ghana, Indien, Jamaika, Jordanien, Kenia, Kuweit, Libyen, Malaysia, Malawi, Neuseeland, Nigeria, Pakistan, Sambia, Südafrika, Tansania, Uganda, Zypern.

TATSACHEN-
BERICHT
VON
HANS PFEIFFER

8



Zwei Schritt in den Tod

Als der Genossenschaftsbauer Andrej Gorgimow und sein zehnjähriger Sohn Stanislaw an diesem Augustmorgen in den Zug nach Orel stiegen, hing die Sonne an einem wolkenlosen Himmel. Es wurde ein heißer Tag, und der Junge bekam dreimal Eis. Die Zeit verging rasch, die beiden mußten wieder zum Bahnhof. Unterwegs merkte Gorgimow, daß seine Uhr stehengeblieben war und daß ihnen kaum noch eine Viertelstunde bis zur Abfahrt des Zuges blieb.

Dann sahen sie den Bahnhof vor sich. Bis zur Abfahrt des Zuges blieben ihnen noch zehn Minuten.

„Nur noch neun Minuten!" sagte Gorgimow ungeduldig und blickte bald auf die Bahnhofsuhr, bald auf die Straße, die sie noch vom Bahnhof trennte.

Und dann: „Nur noch acht Minuten! Anscheinend haben sich sämtliche Autos der Stadt verabredet, uns nicht über die Straße zu lassen!"

„Immer ruhig, Väterchen", sagte ein alter Mann neben ihm, „kommst du jetzt nicht, kommst du später."

„Aber wir müssen doch den Zug schaffen!" rief Gorgimow ärgerlich. In seiner Aufregung ließ er Stanislaws Hand los, der rechts von ihm stand. Gorgimow schaute nach links. In der dichten Wagenkette war keine Lücke zu entdecken.

Stanislaw blickte nach rechts. Er sah, daß drüben auf der andern Straßenseite kein Auto mehr kam. „Jetzt!" rief er seinem Vater zu und lief auch schon los.

Nach zwei Schritten sah er etwas groß und dunkel vor sich aufwachsen. Instinktiv warf er beide Arme empor und versuchte, sich von dem Ungetüm zurückzustoßen. Er taumelte, fiel rückwärts aufs Pflaster und blieb reglos liegen.

Kreischende Bremsen, Rufe, ein Durcheinander von Leibern – schreckerstarrt sah Gorgimow zu, wie einige Männer Stanislaw aufhoben und in die Sicherheit des Fußsteiges zurückbrachten. Aber die Hilfe kam zu spät. Stanislaw war tot.

Kurz darauf traf die Miliz ein.

„Wo ist der Fahrer des Wagens?"

Niemand hatte es in der Aufregung bemerkt. Der Wagen war verschwunden!

„Das ist doch Unsinn!"

Dann meldete sich ein Mann: „Das war ein Lastauto. Typ SIL–150."

Die Nummer wurde an alle Funkstreifenwagen durchgegeben. Während das tote Kind abtransportiert wurde, vernahmen die Milizionäre einige Augenzeugen. Mit dem Bandmaß stellten sie fest, wie weit Stanislaw vom Bordstein entfernt gewesen war, als ihn der Tod ereilte. Es waren genau 95 Zentimeter.

Später, als Gorgimows Erregung einer stumpfen Ruhe gewichen war, forderte ihn die Miliz auf, eine kurze Darstellung des Vorganges niederzuschreiben. Gorgimow versuchte, sich nochmals alle Einzelheiten des tödlichen Augenblicks ins Gedächtnis zurückzurufen. So schrieb er dann eigenhändig ins Protokoll:

„Mein Junge stand neben mir auf der rechten Seite. Als die Autos von rechts vorbeigekommen waren, lief Stanislaw voran, um auf die andere Straßenseite zu gelangen. In diesem Augenblick kam ein Auto von links, das ihn niederriß."

Noch keine Stunde war vergangen, als eine Funkstreife in der Garage eines Lagergeländes den Lastwagen SIL–150 stehen sah. Die Tür der Fahrerkabine war geöffnet. Ein etwa vierzigjähriger Mann stieg gerade heraus.

„Sind Sie Alexej Stojanow?" fragte ein Milizionär.

„Ja, ich habe mich soeben vom Transport zurückgemeldet."

„Führte Sie Ihre Fahrt auch durch die Bahnhofstraße?"

„Durch die Bahnhofstraße? Gewiß."

„Dann möchten wir uns jetzt einmal Ihren Wagen ansehen", sagte der Milizionär.

„Ja, warum denn, was ist denn passiert?" fragte Stojanow beunruhigt.

„Das wissen Sie doch. Sie haben ein Kind überfahren und getötet."

Entsetzt starrte Stojanow die Milizionäre an. „Ein Kind überfahren?" murmelte er schließlich. „Wo denn? Und wann?" Und fast schreiend: „Das ist doch Unsinn! Das müßte ich doch bemerkt haben!"

Inzwischen waren die anderen Polizisten zum Lastwagen gegangen. Sie untersuchten ihn genau, um Spuren des Zusammenpralls festzustellen. Es fanden sich auch einige Eindrücke im Blech der Karosserie. Aber zwei davon lagen auf der linken Seite und konnten also mit dem Unfall nichts zu tun haben. Auf der rechten Seite gab es noch eine Delle. Aber sie war anscheinend schon älteren Ursprungs, denn der Lack war abgeblättert und das darunterliegende Blech angerostet. Blutspuren waren nicht zu entdecken.

Nachdem sich die Milizionäre Stojanows Anschrift notiert hatten, verließen sie die Garage.

Der Prozeß

Ein Vierteljahr später stand der Berufskraftfahrer Stojanow vor Gericht, angeklagt, den Tod des zehnjährigen Stanislaw Gorgimow verursacht zu haben.

Ein alltäglicher Fall, einer unter vielen, der keine Sensationen versprach. Der Tatbestand schien klar, die Beweisführung des Staatsanwalts einleuchtend:

„Auf der Bahnhofstraße ist die Geschwindigkeit für Kraftfahrzeuge durch 30 Stundenkilometer begrenzt. Wie aus Zeugenaussagen hervorgeht, fuhr Stojanow mit überhöhter Geschwindigkeit. Dabei riß er Stanislaw Gorgimow nieder und fügte ihm tödliche Verletzungen zu. Stojanow entzog sich seiner Verantwortung durch die Flucht. Als er gestellt wurde, leugnete er, etwas von dem Unfall bemerkt zu haben."

Verteidiger des Angeklagten war Rechtsanwalt Furer.

Der Anwalt war von Anfang an von Stojanows Unschuld überzeugt. Er hielt das Beweismaterial der Anklage für falsch und arbeitete zielbewußt auf einen Freispruch hin.

So kam es, daß sich dieser Prozeß, der zuerst wie eine reine Routineangelegenheit ausgesehen hatte, über mehrere Tage hinzog. Furer war entschlossen, Stojanow völlig zu rehabilitieren. Aber der Anwalt war sich von Anfang an darüber klar, daß er keinen leichten Stand haben würde.

Wird ein Kind Opfer eines Verkehrsunfalls, so ruft das Emotionen hervor, die der Kontrolle des Verstandes leicht entgleiten können. Furer wußte, daß er mit solchen Gefühlen und Voreingenommenheiten gegen seinen Mandanten und damit auch gegen ihn selbst fertig werden mußte. Erschwert wurde seine Lage noch dadurch, daß er seinen ersten Angriff gegen einen Mann eröffnete, der sich der Anteilnahme der meisten Anwesenden erfreuen durfte: den Vater des toten Kindes, Andrej Gorgimow.

Furer mußte Gorgimow deshalb angreifen, weil sich die Anklage in der Hauptsache auf die Aussagen Gorgimows stützte. Gorgimow aber hatte während des Prozesses versucht, die Ereignisse anders darzustellen, als sie sich tatsächlich abgespielt hatten.

So sah es Furer als seine erste Aufgabe an, den wirklichen Ablauf der Geschehnisse zu rekonstruieren. Er berief sich bei dieser Rekonstruktion auf die Protokolle der Miliz, die Zeugenaussagen und den Bericht, den Gorgimow selber kurz nach dem Unfall niedergeschrieben hatte.

Nachdem der Anwalt die Vorgänge vor und während dem Unfall nochmals dargestellt hatte, fragte er: „Wir haben uns jetzt noch einmal unvoreingenommen das Unfallgeschehen in die Erinnerung zurückgerufen. Ist aus dem Ablauf der Ereignisse nicht bereits klar, daß das Kind unmittelbar vor dem Lastwagen auf die Straße lief? Es ist klar. Um so mehr müssen wir uns fragen: Worüber wird denn dann hier eigentlich noch verhandelt?"

Nach dieser rhetorischen Frage wies Furer mit einer ausholenden Geste auf Andrej Gorgimow: „Verhandelt wird über die Aussage des Vaters Andrej Gorgimow, der neuerdings behauptet, sein Sohn sei gar nicht auf die Straße gelaufen, sondern habe rechts neben ihm auf dem Gehsteig gestanden, als ihn der Lastwagen erfaßte und niederriß.

Wir brauchten von dieser Behauptung gar keine Notiz zu nehmen, wenn nicht der Genosse Staatsanwalt gerade diese Behauptung Gorgimows als Beweis gegen den Kraftfahrer werten würde. Ist so etwas möglich?

Es kommt immer wieder vor, daß Zeugen oder Angeklagte in der Gerichtsverhandlung etwas anderes aussagen als in der Voruntersuchung.

Was macht nun das Gericht in einem solchen Fall? Hält es einfach die spätere Aussage für richtig? Oder entscheidet es sich dafür, daß die erste Aussage allein wahr sei? Sie sehen, diese Frage kann man nicht prinzipiell entscheiden oder gar opportunistisch, indem man die Aussage für wahr hält, die am besten in die eigene Theorie paßt. Das Gericht kann nur eines: Es muß untersuchen, warum der Zeuge oder Angeklagte seine Aussage geändert hat. Und es muß unter Prüfung aller objektiven Beweise herausfinden, wann er die Wahrheit gesprochen hat und wann er eine falsche Aussage gemacht hat.

Nach Meinung der Verteidigung hat das Gericht diese seine Aufgabe nicht ausreichend gelöst. Deshalb wird die Verteidigung versuchen, eine Antwort zu geben.

Nach § 69 d unserer Strafprozeßordnung ist es gestattet, die Aussagen von Leidtragenden (Diesen Begriff kennt das deutsche Strafrecht nicht. D. A.) als Beweismittel zu werten. Der Leidtragende wird als Zeuge betrachtet. Aber müssen wir nicht gerade seine Aussage besonders vorsichtig beurteilen? Einem solchen Zeugen wurde ja durch das Verbrechen moralischer oder körperlicher Schaden oder eine schwere seelische Wunde zugefügt. Deshalb ist es nur zu verständlich, daß er dem Angeklagten feindselig oder zumindest doch voreingenommen gegenübersteht.

Nun behauptete also der Leidtragende Gorgimow – dessen Schmerz uns zu Herzen geht und dessen Trauer wir ehren –, seine Aussagen in den beiden Voruntersuchungen seien falsch niedergeschrieben worden.

Um welche Aussagen handelt es sich? Um seine Aussage, Stanislaw sei auf die Straße gelaufen. Diese Aussage hat er nun im Prozeß widerrufen und behauptet, der Junge sei nicht auf die Straße gerannt.

Aus dem Protokoll der Miliz wissen wir aber doch, daß Stanislaw sich bereits einen Meter entfernt vom Fußsteig auf der Straße befunden hatte. Das hatte Gorgimow in seinem eigenhändig niedergeschriebenen Protokoll selbst bestätigt. Wir fragen deshalb den Leidtragenden Gorgimow: Wer hat denn nun eigentlich seine Aussage falsch niedergeschrieben? Hat Gorgimow Gorgimow gefälscht?

Nehmen wir aber einmal an, Gorgimow habe tatsächlich – weil er vielleicht nach dem Unfall unter Schockwirkung stand – den Gang der Ereignisse nicht richtig wiedergegeben. Das

kann ja vorkommen. Nehmen wir also an, der Unfall habe sich anders abgespielt, als er es in seinem ersten Protokoll dargestellt hat. Nehmen wir an, es sei so gewesen, wie er es jetzt vor Gericht behauptet und wie es der Genosse Staatsanwalt wiederholt: Stanislaw habe rechts von seinem Vater gestanden, als der Lastwagen von links kam und den Jungen umriß.

Wir brauchen nicht viel Phantasie, um zu sehen, was bei einer solchen Situation unweigerlich geschehen wäre: Der von links kommende Wagen hätte natürlich zuerst den links stehenden Vater erfassen müssen!

Damit dürfte wohl endgültig erwiesen sein, daß der Zeuge in der Voruntersuchung die Wahrheit und vor Gericht die Unwahrheit gesagt hat. Also stützt sich die Anklage in ihrer Beweisführung auf eine unwahre Aussage!

Sicherlich müßte sich das Gericht jetzt fragen: Warum hat der Leidtragende Gorgimow jetzt die Unwahrheit gesprochen? Wir wissen es nicht, wir können es nur ahnen. Der Verlust seines Kindes ist ein mit nichts vergleichbarer Kummer. Aber der Kummer vervielfacht sich noch, weil sich dieser Vater am Tode seines Kindes mitschuldig gemacht hat. Denn er hat versäumt, es angesichts des dichten Verkehrs an die Hand zu nehmen. Würde nun aber der Lastwagenfahrer am Tode Stanislaws für schuldig befunden werden – wäre dann nicht der Vater vor dem Gesetz und seinem eigenen Gewissen plötzlich aller Schuld ledig?

Der Widerruf seiner ersten Aussage ist menschlich verständlich. Aber wir dürfen nicht zulassen, daß der Leidtragende neue Schuld auf sich lädt, indem er einen anderen, einen unschuldigen Menschen mit dieser Schuld belastet!"

Eine bedrückende Stille folgte diesen Worten. War Furer zuweit gegangen?

Der Vorsitzende sagte: „Die Zeit ist schon weit fortgeschritten. Die Verhandlung wird morgen mit dem Plädoyer des Verteidigers fortgesetzt."

Der nächste Tag

Tags zuvor hatte Furer nachgewiesen, daß die erste Aussage Gorgimows, Stanislaw sei auf die Straße gelaufen, mit den anderen Zeugenaussagen und den Feststellungen der Miliz übereinstimmte.

Nun wandte sich der Verteidiger einem anderen Punkt der Anklage zu. Der Staatsanwalt hatte Stojanow beschuldigt, er habe die auf der Bahnhofstraße vorgeschriebene Höchstgeschwindigkeit von 30 Stundenkilometern nicht eingehalten und sei mit überhöhter Geschwindigkeit gefahren.

Darauf eingehend sagte Furer: „Die Anklage meint also, wäre Stojanow langsamer gefahren, hätte er rechtzeitig bremsen und das Überfahren des Kindes vermeiden können.

Entschuldigen Sie, Genosse Staatsanwalt, aber liegt in dieser Behauptung nicht ein Widerspruch? Wäre Stojanow – wie es der Leidtragende jetzt behauptet – bis an den Fußsteig herangekommen und hätte das dort stehende Kind umgerissen, dann wäre das auch bei einer Geschwindigkeit von 30 Stundenkilometern passiert. Wenn Sie aber davon sprechen, daß Stojanow bei dieser niedrigen Geschwindigkeit noch hätte rechtzeitig bremsen können, dann setzen Sie doch voraus, daß er angesichts einer unvorhergesehenen Situation auf die Bremse treten mußte.

Welches war denn nun die unvorhergesehene Situation? Daß ein Kind plötzlich dicht vor seinem Wagen auf die Straße lief!

Stojanow wird eine höhere Geschwindigkeit vorgeworfen, als gestattet war. Die Verteidigung ist in der Lage, eine amtliche Bescheinigung der Stadtverwaltung vorzulegen. Darin heißt es: ‚Ein Verkehrsschild, das die zulässige Geschwindigkeit von Lastwagen auf der Bahnhofstraße bis zu 30 Stundenkilometern festlegt, wurde dort am 27. August angebracht.'

Der Unfall geschah jedoch am 25. August!

Weiter. Was versteht die Anklage unter überhöhter Geschwindigkeit? Sie stützt sich auf die Aussage der Straßenbahnschaffnerin Solojewa, Stojanow sei mit mindestens 35 Stundenkilometern gefahren.

Ich möchte schlicht bezweifeln, ob ein Mensch wie die Straßenbahnschaffnerin Solojewa, die selber noch niemals einen Kraftwagen gefahren hat, durch bloßen Augenschein die Geschwindigkeit eines Kraftfahrzeuges bis auf fünf Stundenkilometer genau anzugeben vermag.

Aber machen wir uns trotzdem den Standpunkt der Anklage zu eigen und räumen wir ein, Stojanow sei mit 35 Stundenkilometern gefahren, vielleicht sogar mit vierzig, was am 25. August noch nicht untersagt war.

Die Frage lautet: Hätte Stojanow bei einer Geschwindigkeit von 30 Kilometern den Zusammenstoß mit dem Kind überhaupt vermeiden können?"

Furer ließ sich nun sehr detailliert über den Zusammenhang von Geschwindigkeit und Bremsweg aus und erläuterte im einzelnen die Bedingungen, auf denen ein Bremsweg beruht. Und er wies nach: Selbst bei einer Geschwindigkeit von 30 Stundenkilometern fährt das Fahrzeug vom Augenblick an, da der Fahrer eine plötzliche Gefahr erkennt, bis zum Moment des Stillstands noch etwa acht bis zehn Meter.

Da der Junge aber erst auf die Straße lief, als der Wagen schon dicht neben ihm angelangt war, hätte Stojanow den Wagen auf gar keinen Fall mehr rechtzeitig zum Halten bringen können. Das besagte auch das kraftfahrzeugtechnische Gutachten, auf das Furer verwies.

Damit hatte der Verteidiger einen weiteren Punkt der Anklage widerlegt.

„Stojanow ist unschuldig!"

Zum Schluß seines Plädoyers beschäftigte sich Furer mit der Anschuldigung, Stojanow habe Fahrerflucht begangen.

Der Verteidiger machte darauf aufmerksam, daß Angeklagte, die schuldig seien, oft zu Lügen Zuflucht nähmen. Deshalb sei das Gericht gegenüber Aussagen von Angeklagten mißtrauisch. Aber grundsätzlich sei ein solches Mißtrauen nicht berechtigt.

„Darin besteht doch der Sinn der gerichtlichen Untersuchung – dieses ausgezeichneten Laboratoriums, in dem die Qualität aller vorgelegten Beweise geprüft wird und wo die Aussagen der Angeklagten bestätigt oder widerlegt werden. Wie nun können wir die Glaubhaftigkeit des Angeklagten prüfen? Indem wir seine Aussagen mit den objektiven Beweisen vergleichen."

Furer betonte, Stojanows Aussagen, er habe den Unfall nicht bemerkt und sei deshalb weitergefahren, stünden nicht im Widerspruch zum Beweismaterial. Das zeige sich an zweierlei Tatsachen.

Erstens: Am Lastwagen sind keine Spuren gefunden worden, die auf einen direkten Zusammenstoß mit dem Körper des Kindes hindeuten.

Zweitens: Das gerichtsmedizinische Gutachten besagt: „Stanislaw Gorgimow lief, während er die Straße überquerte, an ein unerwartet vor ihm erscheinendes Fahrzeug, stieß sich von ihm mit den Armen zurück und schlug, fallend, mit dem Rücken auf die Asphaltdecke der Straße, wobei er alle im Gutachten beschriebenen Verletzungen erlitt. Das Erschlagen des Jungen durch den Vorder- oder Seitenteil des Fahrzeugs ist mit Bestimmtheit ausgeschlossen."

Der Verteidiger verwies darauf, daß der Staatsanwalt mit diesem Gutachten nicht zufrieden gewesen sei und ein Obergutachten angefordert hätte. Dieses hätten zwei bedeutende Kapazitäten der gerichtlichen Medizin auch angefertigt. Und dieses Obergutachten bestätige das Erstgutachten in jeder Hinsicht.

Der Verteidiger schlußfolgerte daraus: „Das gerichtsmedizinische Gutachten bekräftigt Stojanows Aussage. Er konnte nicht sehen, wie sich der Unfall abspielte, denn das Kind befand sich gar nicht mehr in Stojanows Gesichtsfeld, als es sich von seinem Wagen zurückstieß. Der Tatbestand der Fahrerflucht ist also nicht gegeben."

Furer kam zum Schluß seines Plädoyers:

„Dieser Prozeß war lang und schwer. Immer wieder wurde dabei von der Einhaltung der Verkehrsregeln gesprochen. Aber die meisten sprachen so, als ob nur der Kraftfahrer verpflichtet sei, die Verkehrsregeln zu beachten. Das ist ein primitiver Standpunkt. Die Kraftfahrer können noch so sorgfältig die Verkehrsregeln beachten – es wird täglich neue Verkehrsopfer geben, wenn nicht auch die Fußgänger und alle andern die Verkehrsregeln kennen. Wir dürfen deshalb die Verkehrserziehung nicht nur auf die Städte beschränken. Viele Menschen kommen heute vom Dorf in die Stadt, ohne zu wissen, wie sie sich in dem immer dichter werdenden Verkehr richtig zu verhalten haben."

Auf den Angeklagten weisend, sprach der Anwalt:

„Genossen Richter! Ohne zu schwanken, auf Grund der Beweise beantrage ich seine völlige Rehabilitierung. Stojanow ist unschuldig."

Das Volksgericht von Orel schloß sich den Beweisen der Verteidigung nicht an und verurteilte Stojanow zu vier Jahren Freiheitsentzug. Anschließend sollte Stojanow für drei Jahre die Fahrerlaubnis entzogen werden.

Furer beantragte eine Überprüfung dieses Urteils durch das Orlowsker Gebietsgericht. Das Gebietsgericht lehnte ab.

Nun regte Furer beim Generalstaatsanwalt der UdSSR eine Kassation an. Der Generalstaatsanwalt erhob gegen die beiden Urteile Einspruch und ordnete die sofortige Einstellung des Verfahrens an.

Das war der Freispruch für Stojanow.

Fortsetzung folgt

Glanz und Form durch ROFRA-Sprüher

Haarlacksprüher PERFEKT, formschön, mit elastischer Düse, bruchgesichertem, in den neuartigen Ball versenktem Glas, zerstäubt hauchfein, gibt der Frisur Halt und Festigkeit. Auf dem Toilettentisch oder in kleiner, hübscher Reiseform für unterwegs, immer eine Zierde. Qualitätszeichen: Grünrote ROFRA-Marke. In Fachgeschäften und Warenhäusern erhältlich.

ROFRA-WERK KG · 6421 Cursdorf/Th. Wald

Livio

Immer mehr entscheiden sich für LIVIO wegen ihres heilenden Kamillenwirkstoffes. LIVIO schützt und pflegt die Haut intensiv. Täglich LIVIO, das ist richtig!

Dose M 1,50

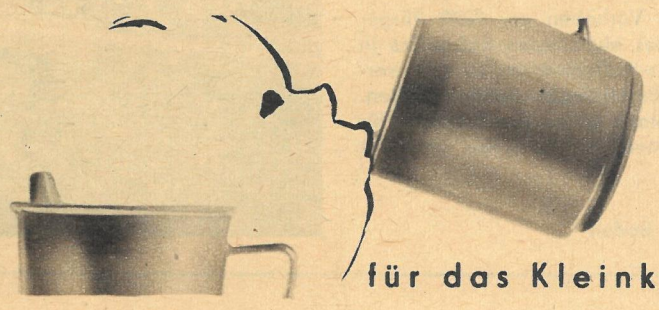
Livio KAMILLEN CREME

Livio KAMILLEN-CREME

Hersteller: Georg Pohl 8046 Dresden

POHLI

Plastik BABY-FIT der Trinkbecher



für das Kleinkind

WILHELM KIMMEL KG 836 SEBNITZ

Wo sich die Töpferscheibe dreht

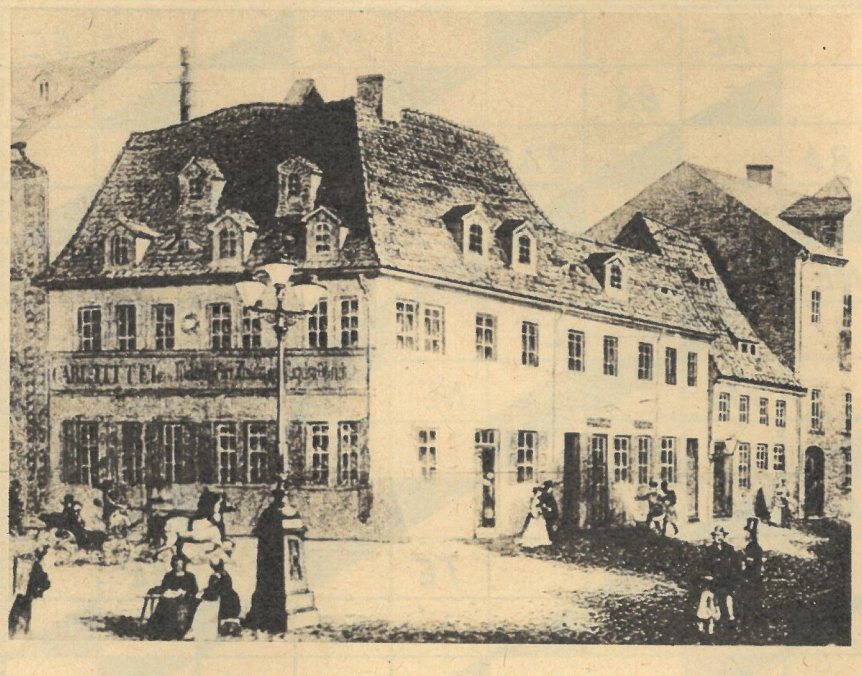
Irgendein findiger Kopf hat vor rund 300 Jahren gereimt: „Seit 1540 und acht werden in Kohren Töpfe und Krüge gemacht!" Als dieser Spruch entstand, erlebte Kohren-Sahlis, das reizvolle Töpferstädtchen zwischen Karl-Marx-Stadt und Leipzig, seine Blütezeit. Die irdenen Erzeugnisse, angeboten auf dem traditionellen Markt, traten weite, manchmal viele hundert Kilometer lange Reisen an. Doch als im vorigen Jahrhundert mehr und mehr das billige Porzellan-Gebrauchsgeschirr in Mode kam, verstummte in Kohren das Summen der Töpferscheiben. Erst in unserer Republik hat diese handwerkliche Kunst ihre Bedeutung wiedererlangt. Nachdem der einzige noch bestehende Betrieb dieser Branche, die Firma Arnold, in den letzten Jahren völlig rekonstruiert und modernisiert wurde, gibt es das blau-weiße Tongeschirr, Vasen, Krüge, Schüsseln, Töpfe und Bierhumpen, wieder in vielen einschlägigen Geschäften zu kaufen. Den Rohstoff dafür gewinnt man übrigens unter Tage im nahen Frohnsdorf.

Kohren-Sahlis hat aber auch, vor allem bei den Einwohnern der Bezirke Leipzig und Karl-Marx-Stadt, einen vorzüglichen Ruf als Naherholungszentrum. Jahr für Jahr steigt die Zahl jener, die das alte Städtchen mit seiner reizvollen Umgebung zum Wochenende oder den ganzen Urlaub über aufsuchen. Spaziergänge durch die gepflegten, parkartigen Wälder oder an den Ufern von Ratte, Katze und Maus sind mindest ebenso romantisch wie eine Stippvisite auf Burg Gnandstein, im Schloß Frohburg und im Schwindpavillon nahe Rüdigsdorf. Die Kohrener Stadtväter haben neuerdings eine weitere Überraschung parat: Jeweils im Frühling und im Herbst laden sie zum traditionellen Topf- und Krügemarkt ein, der damit nach fast fünfzigjähriger Pause wieder zum Leben erweckt wird. Zur ersten Veranstaltung im Mai dieses Jahres kamen rund 20 000 Gäste.

In den letzten Wochen und Monaten haben die Kohren-Sahliser ihre Stadt mit viel Fleiß schöner denn je gestaltet; sie erfüllten sich dabei viele, zum Teil langgehegte Wünsche. Bürgermeister Alex Czermak berichtete: „Das zuerst gesteckte Ziel, im Wettbewerb aus Anlaß des 20. Jahrestages der DDR Werte von 65 000 Mark zu schaffen, wurde bereits im Juni 1968 mit 200 000 Mark überboten. Deshalb haben wir uns nun vorgenommen, bis zum 7. Oktober 1969 die Millionen-Grenze zu erreichen!" Eines der Schmuckstücke ist zweifelsohne der neue betonierte Parkplatz für 80 PKW und 20 Busse, der im Winter zugleich als Spritzeisbahn genutzt werden kann. Sein Entstehen ist vor allem den Rentnern der Stadt zu verdanken. Die Muttis und Vatis der jüngsten Kohrener griffen dafür bei den Erweiterungsbauten des Kindergartens und der Krippe mit zu, die beide um insgesamt 53 Plätze bereichert wurden. Im Ortsteil Neuhof bemühten sich die Einwohner vorrangig um schöne Grundstücke und Straßen ohne „Stolperfallen".

Die nächsten größeren Vorhaben der 2200 Bürger ist die Umgestaltung des ehemaligen Bahnhofes in ein attraktives Omnibus-Haltezentrum, zu dem verschiedene Grün- und Parkanlagen gehören sollen. Und auf dem Sportplatz sollen Laufbahnen für 100-Meter- bzw. 400-Meter-Wettbewerbe angelegt werden.

Text und Fotos: Viola Boden



Auf den Spuren großer Deutscher:

Robert Schumann

Wenn im kommenden November Sänger und Pianisten aus allen Ländern zum V. Internationalen Robert-Schumann-Wettbewerb in Zwickau anreisen werden, beweist sich einmal mehr, daß die schlichte, geistvolle und poetische Musik Robert Schumanns unabdingbarer Besitz unserer sozialistischen Nationalkultur geworden ist. 1956 wurde jenes Haus am Markt, das die Verlagsbuchhandlung „Gebrüder Schumann" vor über 160 Jahren beherbergte und in dem am 8. Juni 1810 einer der bedeutendsten deutschen Komponisten das Licht der Welt erblickte, durch großzügige staatliche Mittel zu einer Nationalen Gedenkstätte umgestaltet. In einer umfassenden Sammlung lassen sich die Lebenswege des Komponisten und seiner Gefährtin Clara, der namhaftesten Pianistin des vorigen Jahrhunderts, hier verfolgen, und im Musikraum kann der Besucher die Musik Schumanns in den weltbesten Interpretationen vom Tonband hören.

Die Kinder- und Jugendzeit Robert Schumanns wird geprägt von der damals 5000 Einwohner zählenden Tuchmacherstadt Zwickau. Der junge Schumann, der mit sieben Jahren bereits kleine Tänze schrieb, und dessen Freude am Singen die Eltern auf sein Talent aufmerksam machte, hatte ein sehr inniges Verhältnis zu seiner idyllischen Vaterstadt und deren Umgebung. Seine Heimatverbundenheit kommt später immer wieder in Briefen zum Ausdruck. Klavierunterricht, Erlernung des Cello- und Flötenspiels, Besuch des humanistischen Gymnasiums, Organisierung und Leitung eines Jugendorchesters sind die ersten Bildungserlebnisse. In der Gründung einer verbotenen Schülerverbindung zeigt sich sein früh erwachtes republikanisches Bewußtsein. Als Robert 1828 das Zwikkauer Gymnasium als Musterschüler verläßt, ist er schon das Klavierphänomen seiner Vaterstadt.

Der frühe Tod des Vaters zwingt ihn zu einem juristischen Brotstudium, und wir finden den jungen Schumann nach einer Reise durch Süddeutschland, auf der er Heine in München kennenlernt,

Ostern 1828 in der Stadt wieder, die sein Künstlertum prägt und am entscheidendsten beeinflußt: Leipzig. Er hat später von dieser Stadt, mit der er nach seiner Vaterstadt am stärksten verwurzelte, einmal gesagt: „... es gibt in Deutschland, vielleicht in der Welt, keinen besseren Ort für einen jungen Musiker als Leipzig." Zunächst Student der Rechte, läßt die schicksalhafte Begegnung mit dem bekannten Klavierlehrer Friedrich Wieck und dessen Tochter Clara ihn bald die eigentliche Berufung erkennen. Den juristischen Hörsaal betritt er kaum, und die teutonenhafte Krafthuberei der Burschenschaften stößt ihn ab. Stattdessen spielt er Klavier, liest und komponiert.

Will er sich von Wieck zunächst zum Klaviervirtuosen ausbilden lassen, so drängt eine Erlahmung der rechten Hand bald unaufhaltsam zur Berufung als Komponist. Im „Kaffebaum" in der Fleischergasse, der heute noch in unveränderter Gestalt die „Schumann-Ecke" zeigt, findet er sich allabendlich mit gleichgesinnten Freunden zu einer Tafelrunde, dem Davidsbund, zusammen zum „Austausch über die Kunst, die ihnen Speise und Trank des Lebens war – die Musik". Die Gründung und Herausgabe der „Neuen Zeitschrift für Musik", die zum Sprachrohr dieses Bundes wird, ist eine musikliterarische Tat von nachhaltiger Wirkung. Geistvolle Aufsätze von ganz persönlicher Art stellen den Musikschriftsteller gleichbedeutend neben den Komponisten.

Die tiefe Liebe zu Clara Wieck, deren Vater das Paar zu trennen und eine Verehelichung zu hintertreiben versucht, findet ihren gestalterischen Niederschlag vor allem in seinen Liedern. Clara wird die Muse seines Schaffens in den Leipziger Sturm-und-Drang-Jahren und inspiriert ihn zu einmaligen Eingebungen. Am 12. September 1840 heiraten die bedeutende Pianistin und der epochemachende Klavier- und Liedkomponist in der kleinen Dorfkirche von Schönefeld bei Leipzig. 150 Lieder allein im Hochzeitsjahr und die Zuwendung zur Kammermusik, der Sinfonie und dem Oratorium sind das künstlerische Ergebnis. Schumann wird in diesen letzten Leipziger Jahren zu einem der gefeiertsten deutschen Komponisten.

Schwere Krankheitszustände und der Glaube an seine Dirigentenbefähigung lassen ihn und Clara 1844 nach Dresden übersiedeln. Aber der höfische, stark absolutistische Residenzgeist isoliert den freien Künstler: „Der Zopf hängt ihnen hier noch gewaltig." So bringen die Dresdener Jahre 1844–1850 zahlenmäßig zwar die meisten Werke, die Hinwendung zur Oper und zu Chorkompositionen und vor allem im Revolutionsjahr 1849 die „Vier Märsche 49", in denen er im letzten Marsch beziehungsvoll die Marseillaise zitiert, aber dennoch nicht die künstlerische Heimat. Er verläßt Dresden und geht 1850 nach Düsseldorf als Städtischer Musikdirektor. Sein sich verschlimmerndes Nervenleiden und ständige Intrigen lassen ihn aber schon 1853 seinem Amte entsagen. Schon ein Jahr später erfolgt der völlige Zusammenbruch, der ihn Erlösung suchen läßt im Sturz von der Düsseldorfer Rheinbrücke in die kalten Winterfluten. Schumann wird gerettet und verlangt jetzt die Unterbringung in einer Heilanstalt. In Endenich bei Bonn stirbt er – erst 46 Jahre alt – am 29. Juli 1856.

1847 ehrte seine Vaterstadt Zwickau ihren bedeutendsten Sohn erstmals offiziell: Robert Schumann dirigierte auf Einladung seine C-Dur-Sinfonie, während Clara sein Klavierkonzert spielte.

Heute hat die Ursprünglichkeit und Kraft seines Werkes über seine Vaterstadt hinaus in unserer Republik seine Heimstätte gefunden.

Peter Brähmig

Fotos: Archiv

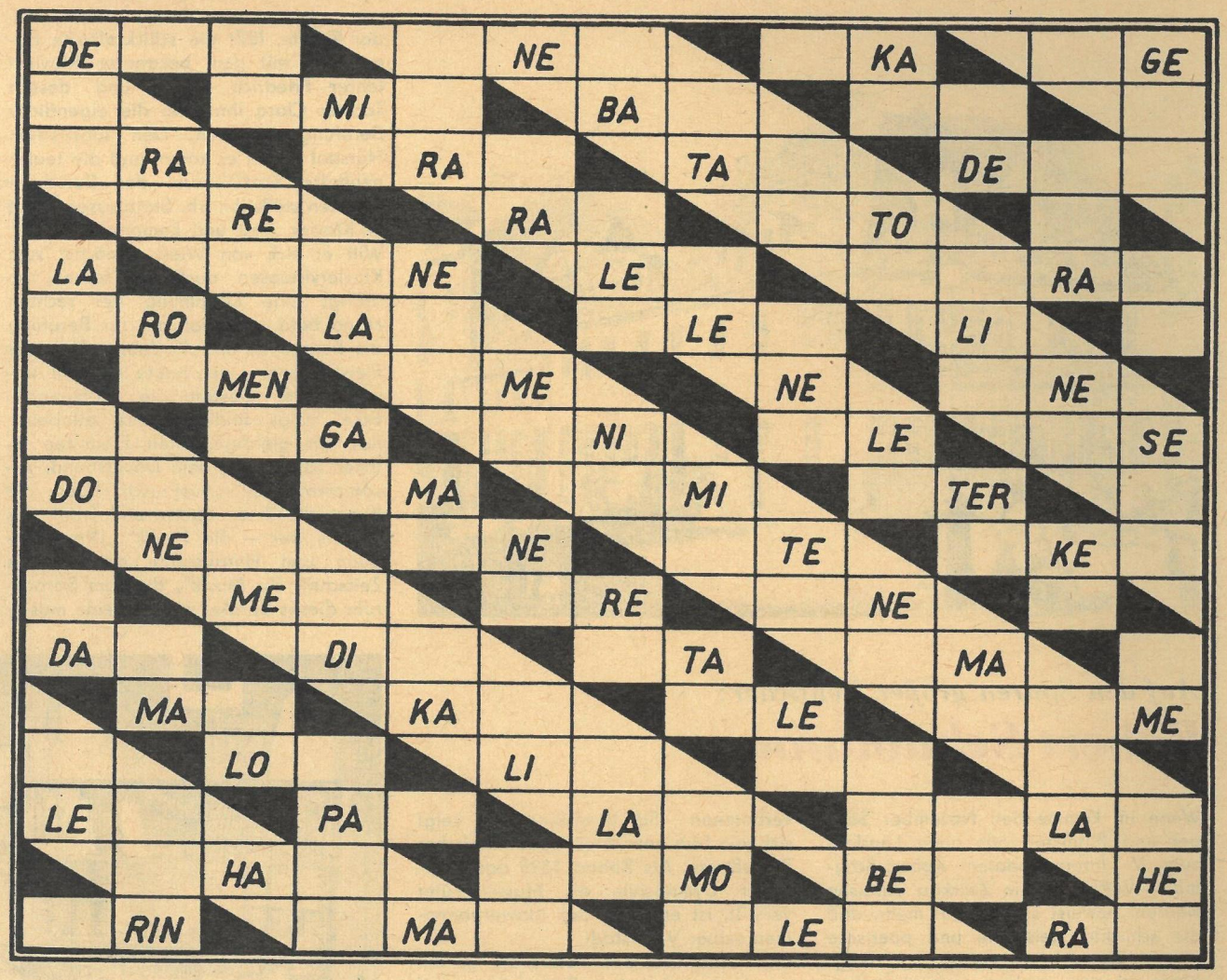
Speck mit Stempel

Wehrburgen mit ihren wuchtigen Kirchtürmen begegnet man in Rumänien häufig. Vor Jahrhunderten entstanden sie zur Abwehr der Angriffe türkischer Eindringlinge. Lange hielten oft die Belagerungen an, und man brauchte Vorräte an Lebensmitteln. Bis auf den heutigen Tag hat sich aus dieser Zeit der sogenannte Speckturm erhalten. Im Herbst fließt der Teil der reichen Ernten, der für den persönlichen Bedarf der Bauern bestimmt ist, in riesige Holztruhen, auf denen die Namen der Eigentümer stehen, und die in der Wehrkirche aufbewahrt werden. Im Speckturm aber hängen dicht gedrängt

die riesigen würzigen Seiten der ringelgeschwänzten Vierbeiner. Gedenkt die Hausfrau ihren Vorrat um ein Stück zu schmälern, klingelt sie beim Küster, der seit altersher die Schlüsselgewalt besitzt. Wo sich der Fleischerhaken um den Holzbalken krallt, sind Nummer oder Namen des Eigentümers angebracht, damit Verwechslungen ausgeschlossen bleiben. Überdies besitzt jeder einen Speckstempel, den er in jede frische Schnittkante drückt. Freilich, wenn die Tomatenzeit beginnt, nehmen die Vorräte schnell ab, denn Tomaten mit Speck ist eines der Leibgerichte der rumänischen Bauern.

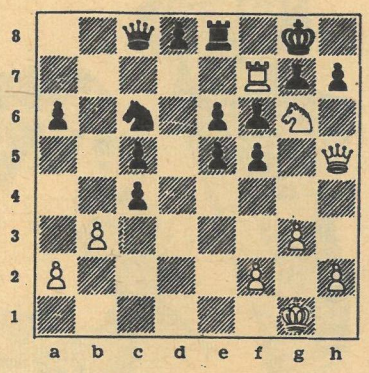
Text und Fotos: J. Gutjahr

Silbenkreuzgitter



In die leeren Felder der Figur sind Silben so einzusetzen, daß ein Gitter aus sich kreuzenden Wörtern entsteht. Zur Kontrolle sind einige Silben bereits eingesetzt. Die Wörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge – nachstehende Bedeutung:

1. Bezirkshauptstadt, 2. Gestalt aus „Egmont", 3. Hunderasse, 4. Farbton, 5. Halbaffe, 6. Rundtanz, 7. Woge, 8. inneres Organ, 9. Hauptstadt Perus, 10. afrikanische Republik, 11. Nebenfluß der Wolga, 12. Teil des Weinstocks, 13. griechischer Buchstabe, 14. lateinisch: Erde, 15. militärischer Dienstgrad, 16. Buchstabe, 17. Amtstracht, 18. optisches Gerät, 19. Gefäß, 20. Gestalt aus „Die verkaufte Braut", 21. weiblicher Vorname, 22. Wut, Raserei, 23. Teil der mittelalterlichen Burg, 24. Staat in Hinterindien, 25. Stadt in Spanien, 26. Merkzeichen, Denkzettel, 27. Baustoff, 28. (abschätzig für) Regierungssystem, 29. Gestalt aus „Till Ulenspiegel", 30. Weinernte, 31. Schauspielerin der DDR, 32. griechische Siegesgöttin, 33. Richtigstellung, Widerruf, 34. Zeichengerät, 35. Keimträger, 36. Gewichtseinheit, 37. offener Güterwagen, 38. erster sowjetischer Stadtkommandant von Berlin, 39. Erziehungsmaßnahme, 40. Geschoß, 41. römischer Kaiser, 42. Pflanze, 43. Schnittlinie, 44. Sumpfvogel, 45. geometrische Linie, 46. Stadt in Finnland, 47. Forstschädling, 48. Stern im Sternbild Walfisch, 49. europäische Hauptstadt (landessprachlich), 50. Gebiet der Mondoberfläche, 51. organische Verbindung, 52. Teilbetrag, 53. Vertiefung, Beule, 54. Vermächtnis, 55. Einfriedung, Zaun, 56. Gehalt chemisch wirksamer Substanz in einer Lösung, 57. Luftspiegelung, Täuschung, 58. Fächergestell, 59. Impfstoff (Mz.), 60. Badestrand in Venedig, 61. Wahlspruch, 62. Königreich im Himalaja, 63. europäische Hauptstadt, 64. Stadt in Italien, 65. Handelsgut, 66. Bewegungsform, 67. Abfluß des Ladogasees, 68. männlicher Vorname, 69. Gestalt aus „La Boheme", 70. Vogel, 71. inneres Organ, 72. Reihenfolge, Wechsel, 73. Zeitraum, 74. Entwicklungsstufe von Insekten, 75. polnische Nationaloper, 76. Baldriangewächs, 77. schriftliche Unterlagen, 78. mohammedanischer Richter, 79. Einspruchsrecht, 80. Brutnest, 81. Stammeszeichen bei Naturvölkern, 82. Längenmaß, 83. Hauptstadt der VAR, 84. ostenglische Hafenstadt, 85. Antennenart, 86. Instandsetzung, 87. unterwürfiger Mensch, 88. Studentenmittagstisch, 89. französischer Autor utopischer Romane, 90. tropisches Insekt, 91. Funkmeßverfahren, 92. altnordische Prosadichtung, 93. afrikanische Wüste, 94. Stadt in Italien, 95. Revierteil, Einfriedung, 96. griechische Mondgöttin, 97. Singstimme, 98. Hauptgedanke, Leitmotiv, 99. tropischer Baum, 100. Festkleidung, 101. Gestalt aus „Cavalleria rusticana", 102. ausfließende Gesteinsschmelze, 103. Kamelgattung, 104. Vulkan in Tansania, 105. Direktor des Berliner Tierparks, 106. mittelitalienische Provinzhauptstadt, 107. Edelstein, 108. Schachfigur, 109. Oper von Massenet, 110. Gestalt aus „Der fliegende Holländer", 111. tschechoslowakischer Autotyp, 112. Männername, 113. Ruderfußvogel, 114. Währungseinheit verschiedener Länder, 115. Trockengestell, 116. USA-Staat, 117. nordische Schicksalsgöttin, 118. chemische Verbindungen, 119. englisches und nordamerikanisches Hohlmaß, 120. Segelausrüstung eines Schiffes, 121. Eindringen einer Flüssigkeit in eine andere durch eine durchlässige Scheidewand, 122. Wärme- oder Kältezustand.



Eine eigenartige Kreuzfesselung

1. . . . **Kf7:** (Einen anderen Zug gibt es nicht. Aber gerade dieser führt zu einem ökonomischen und reinen Problemmatt!)
2. **Sh8+!!** (Und nicht Se5:+, was dem schwarzen König den Ausblick nach e5 öffnen würde.) 2. . . . **Kf6:** 3. **Dh4 matt.** (Winter–Winiwarter, beide Österreich – Liga-Vereinskampf 1967)

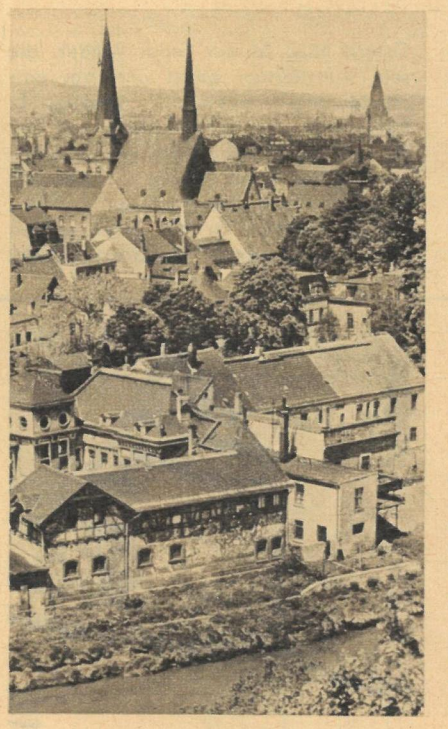
Rätsellösungen aus Heft 24

Kreuzwort- mit Füllrätsel. Waagerecht: 1. Atlas, 5. Coda, 6. Kiew, 8. Limes, 9. Relief, 10. Latein, 12. Rubel, 13. Relais, 14. Etappe, 16. Agent, 19. Fedin, 22. Handel, 23. Finale, 24. Rheine, 27. Tunika, 30. Nelke, 31. Runen, 34. Martha, 37. Laurin, 38. Krone, 40. Sarjan, 41. Ithaka, 42. Rilla, 43. Orsk, 44. Iglu, 45. Tanne. — **Senkrecht:** 1. Adler, 2. Taifun, 3. Akelei, 4. Sisal, 5. Calais, 7. Weerth, 9. Roland, 11. Noppen, 13. Riga, 15. Exil, 16. Ahorn, 17. Engel, 18. Tenne, 19. Figur, 20. Dalin, 21. Neman, 25. Heim, 26. Ikarus, 28. Nutria, 29. Kern, 32. Pharao, 33. Marabu, 35. Arnika, 36. Anilin, 38. Karst, 39. Etage. — **Füllrätsel:** a) Muffion, b) Weberei, c) Kombine, d) Hamburg, e) Sparren, f) Freital, g) Annalen. — **Membran; Arabien.**

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Karakorum, 4. Koloratur, 7. Ratke, 8. Batumi, 10. Degen, 11. Tema, 15. Lawinen, 16. Silen, 18. Kaluga, 20. Akademie, 22. Rotunde, 23. Madagassen, 25. Lea, 28. Bamako, 30. Serbe, 31. Leninakan. — **Senkrecht:** 1. Karat, 2. Rakete, 3. Rumba, 4. Komi, 5. Rade, 6. Turgenjew, 9. Tuwinen, 12. Malaga, 13. Korsika, 14. Laika, 17. Lende, 19. Luanda, 20. Adele, 21. Miete, 22. Rosen, 23. Maniser, 24. Gasli, 26. Abakan, 27. Terni, 29. Kola.

Kennen Sie sich aus?

Ihren 850. Geburtstag feierte im vorigen Jahr die Stadt, deren Namen mit reichen revolutionären und kulturellen Traditionen, aber auch mit einer bedeutenden Industrie verbunden ist. Das Wohl der 130 000 Einwohner zählenden Stadt liegt in den Händen einer Frau,



die kürzlich als neuer Oberbürgermeister eingesetzt wurde. Gegenwärtig befindet sich jung und alt in erwartungsfrohem Festspielfieber, denn die Stadt ist einer der Orte der 11. Arbeiterfestspiele, auf die sich neben Berufskünstlern fast 5000 Laienschaffende seit Monaten vorbereitet haben. **Nennen Sie uns den Namen dieser Stadt.**

Ihre Antwort senden Sie bitte auf einer Postkarte (Kennwort: DDR-Quiz 25) bis zum 20. Juni 1969 an Redaktion „Zeit im Bild", 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

Zur Auslosung kommen:
1 Gewinn zu 50 Mark,
5 Gewinne zu je 10 Mark.

Lösung DDR-Quiz 21: Ostseewoche – „Die Ostsee soll ein Meer des Friedens sein".

Es gewannen **50 Mark:** Monika Krautschneider, Glashütte;
je 10 Mark: Edelgard Baldin, Oberoderwitz; Hugo K. H. Eiselt, Pirna; Uwe Lehmann, Forst; Helga Mückenheim, Rudolstadt; Helene Schoenemann, Perleberg.

Foto: Zentralbild

WOCHENEND zb magazin

Zoodirektor Professor Dr. Wolfgang Ullrich:

„Indienreise 1969"

Die Beschwörung des Flußdämons

Kaziranga liegt im Überschwemmungsgebiet des Brahmaputra. In der Zeit der Flut tritt der Riesenstrom über sein Bett hinaus und bildet Nebenarme, die später, wenn die Wasser wieder zurückweichen, als Seen und Teiche im Sumpfgebiet verbleiben. Mit ihrem Fischreichtum bilden sie die Nahrungsquelle für Pelikane, Komorane, Schlangenhalsvögel, Reiher, Marabus, Wollhals-, Schwarzhals- und Riesenstörche. Obwohl das Fischen im Reservat verboten ist, wird hin und wieder eine Sondergenehmigung für jene Seen erteilt, die im Grenzgebiet des Reservats liegen. Für 10 000 Rupies (etwa 5600 Mark) hatte ein assamesischer Kaufmann das Recht erworben, ein Jahr lang Fischfang in einem der Seen treiben zu dürfen. Der Handel war abgeschlossen, der erste Fischzug konnte beginnen. Wir waren zum Eröffnungszeremoniell eingeladen.

Die Fischer gehören in Indien zu einer der niedersten Kasten. Diese unheilvolle Tradition hat sich leider bis in unsere Tage hinein erhalten, obwohl die Regierung wiederholt verkündet hat, daß es keine Kasten mehr gibt. Bevor die Fischer ihre Arbeit aufnehmen, muß der Flußdämon, in dessen Reich sie eindringen, versöhnt werden. Das ist die Aufgabe der Priester, die sich auf die Beschwörung von Göttern und Dämonen verstehen.

Am Ufer des Sees haben sie ihre Opfergaben ausgebreitet. Reis, Bananen, Orangen und andere Lebensmittel liegen auf Bananenblättern verteilt am Boden. Ein kleiner Hügel ist wie ein Grab mit Blüten geschmückt. Vier Bambusstöcke werden in die Erde gesteckt, oben zusammengebunden und mit einem weißen Tuch umschlungen. Die Pyramide kann der Flußdämon beziehen, wenn er, durch die Priester gerufen, sein feuchtes Element verläßt und zu den Menschen kommt. Die Fischer hocken im Kreis um diesen Altar herum. Sie beginnen zu singen. In ihrem Gesang bitten sie den Gott, er möge sie erhören und ihnen reiche Beute schenken. Die Melodie ist wie ein dumpfer Klageruf, durchbrochen von der hohen Stimme eines Vorsängers, die sich aus dem dunklen Chor erhebt und wieder in ihm versinkt. Wir können uns der Wirkung des schweren Rhythmus nicht entziehen, werden von ihm gerührt und gefangengenommen. Plötzlich bricht der Gesang ab. Erwartungsvoll schauen die Fischer auf einen der beiden Priester. Er kniet am Boden, wirft die Arme über den Kopf und schreit. Dann beginnt sein Oberkörper in den Hüften zu kreisen. Immer tiefer schlägt sein Kopf zum Boden herab, immer gellender werden seine Schreie. Er atmet röchelnd, als wäre er von einer schweren Krankheit befallen. Wieder setzt der Gesang ein, schwillt an und verebbt. Der zweite Priester hat mit seiner Beschwörung begonnen. Er springt auf den Knien um die Opfergaben herum. Das Gesicht ist verzerrt. Er keucht. Sein Körper zuckt, als würde er von unsichtbaren Peitschenhieben getroffen. Schweiß rinnt über sein Gesicht. Während die Kinder die Zeremonie mit ängstlichem Staunen verfolgen, beobachten die Fischer mit kritischen Blicken den Tanz des Priesters. Einige lachen, andere sind von der Zauberhandlung ergriffen.

Der Flußdämon hat den Ruf der Fischer erhört und die Pyramide aus Bambusstäben und weißem Tuch bezogen. Nun müssen ihm die Opfer dargebracht werden. Vier Tauben und zwei Ziegen werden zum Flußufer getragen, in das Wasser getaucht und Kindern übergeben, die im Kreis der Zuschauer hocken. Der Priester hält ein langes Buschmesser in seinen Händen. Er drückt die Klinge an die Stirn, dann streckt er das Messer der untergehenden Sonne entgegen. Ein neuer Tanz beginnt. Er springt im Kreis der Zuschauer umher. Immer schneller werden seine Bewegungen. Staub wirbelt unter seinen Füßen auf. Sein Körper dehnt sich, seine Arme strecken sich nach vorn, in seinen Händen das blitzende Messer. Unter den Zuschauern wächst die Spannung. Alle Augen hängen an dem Messer. Der Priester läßt es über

Bitte blättern Sie um!

Die Beschwörung des Flußdämons

Fortsetzung von Seite 21

den Köpfen kreisen, als suche er unter den Menschen sein Opfer. Der Tanz wird zur Ekstase. Plötzlich steht der Priester vor mir, fast über mir. Ich kniee am Boden und verfolge die Zauberhandlung durch den Sucher meiner Kamera. Von den roten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, zeichnet sich der braune, schweißbedeckte Körper des Mannes gegen den blauen Himmel ab. Er hofft mich einschüchtern zu können. Würde ich jetzt zurückweichen, so könnte er einen Sieg für sich verbuchen. Er hätte erneut die Kraft seines Zaubers unter Beweis gestellt. Aber ich tue ihm diesen Gefallen nicht.

Der Tanz ist beendet. Der Priester überreicht das Opfermesser einem Fischer, der zuerst den vier Tauben die Köpfe abschneidet. Bedeutend schwieriger ist jedoch die Opferung der Ziegen. Die Tiere dürfen dabei nicht festgehalten werden, sondern müssen frei stehen, und ihre Köpfe müssen mit einem Schlag abgetrennt werden. Gegen diese Tötungsart ist nichts einzuwenden. Sie ist weder grausam, noch bedeutet sie eine Quälerei. Auf unseren Schlachthöfen kann auch nicht schneller getötet werden. Die erste Ziege wird vorschriftsmäßig geopfert. Ein Gemurmel der Anerkennung geht durch die Reihen der Fischer. Doch bei der zweiten Ziege gelingt es nicht, mit einem Hieb den Kopf vom Körper zu trennen. Es muß ein zweiter, ja sogar ein dritter Schlag geführt werden. Die Zuschauer sind enttäuscht, einige sogar empört. Die mißglückte Opferhandlung ist ein schlechtes Zeichen am Beginn einer Fischfangsaison. Man muß damit rechnen, daß diese Stümperei den Flußdämon erzürnt. Aber der Fehler läßt sich nicht rückgängig machen.

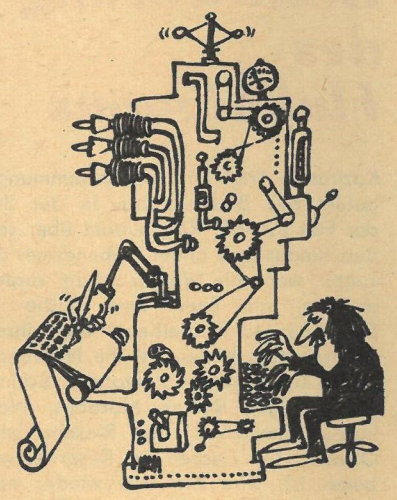
Wild schreiend und gestikulierend ruft der Priester den Flußdämon an. Werden ihn die Opfertiere gnädig stimmen?

Die Fischer steigen verärgert in ihre Boote. Die Priester verteilen die geweihten Opfergaben unter die Zuschauer. Auch wir müssen uns an diesem Mahl beteiligen. Die Netze werden ausgeworfen. Am Ufer drängen sich die Menschen und warten gespannt auf das Ergebnis des Fischzuges. Es ist schon Nacht, als die ersten Boote anlegen. Ein guter Fang war es nicht. Hat der Gott des Flusses den Fischern seine Gunst entzogen? Die nächsten Tage werden auf diese Frage eine Antwort geben. Man wird einen Weg finden, den Flußdämon wieder gütig zu stimmen, denn auch Götter sind bestechlich.

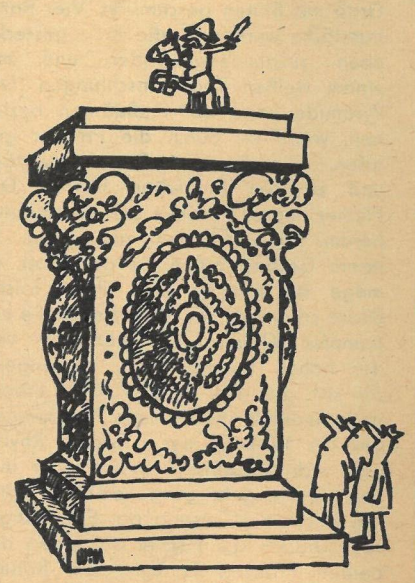
Fotos: Prof. Dr. Ullrich

Primitivste Form des Fischfangs bei den indischen Reisbauern: Sie schaufeln das Wasser aus den Gräben und lesen die Fische auf. Ein kleines Körbchen reicht für die ganze Beute dieses „Fischzuges".

Zeichnungen: Willi Moese



„Narkose gewünscht?"



„Der Sockel kam zu teuer!"

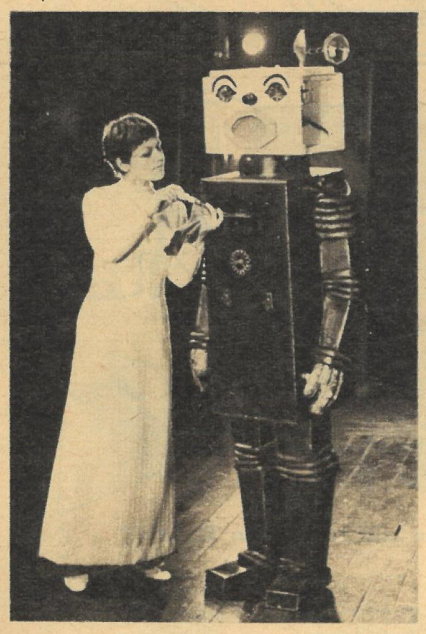
Werkstatt 20

Auch am Landestheater Halle sucht man nach neuen Möglichkeiten,

unsere Zeit, unser Leben

auf die Bühne zu bringen. „zb" sprach mit Schauspieldirektor Horst Schönemann.

„zb": Am Landestheater Halle erlebte am 9. Mai die „Anregung" ihre Uraufführung. Ein ungewöhnlicher Theaterabend, an dem mit viel Spaß und Phantasie in Szenen, Liedern, Diskussionsrunden, Filmausschnitten die Frage aufgeworfen wird: Was verstehen wir hier und heute unter revolutionärem Verhalten? Ein Experiment des Schauspielkollektivs unter Ihrer Leitung. Was hat das Theater dazu bewogen?



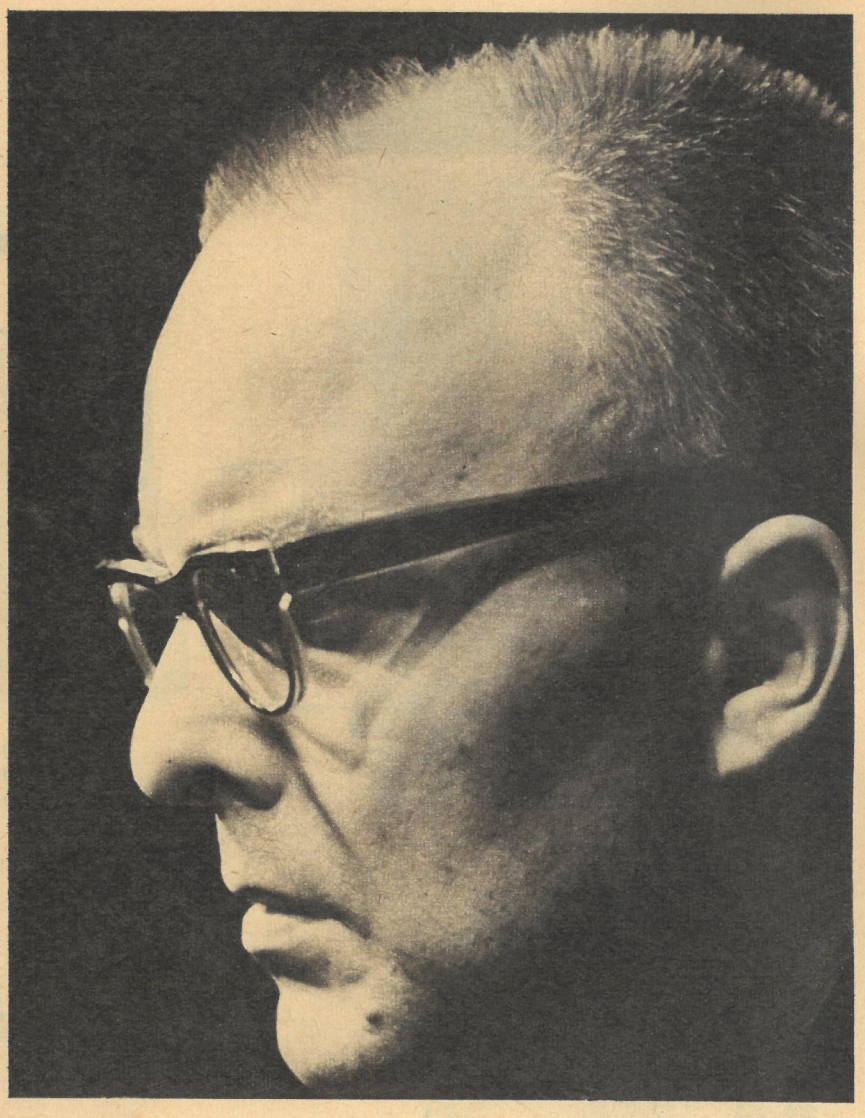
Horst Schönemann: Ungewöhnlicher Theaterabend, das ist sicher richtig, aber nur in dem Sinne, daß eine derartig offene Form – ein Theaterabend ohne durchgehende Geschichte, ohne durchgehende Helden und Gegenspieler – bisher in unserem Spielplan nicht angewandt wurde. In der Geschichte des Theaters hat diese Form durchaus Tradition. Die Theaterleute – ich denke an Piscator, Meyerhold, Wangenheim oder heute Ljubimow in Moskau – nutzten sie immer dann, wenn bedeutende gesellschaftliche Prozesse auch an das Theater die Forderung stellten, einzugreifen, sie schnell mit fördern zu helfen. Und dieses Mithelfenwollen war auch der Anlaß für unser Experiment. Denn zweifellos ist die Bewältigung der wissenschaftlich-technischen Revolution ein solcher Prozeß, das zentrale Problem unserer unmittelbaren Gegenwart. Wir wollten deshalb einen Theaterabend schaffen, in dem mit verschiedenen Mitteln der Theaterkunst – also unterhaltend – die Frage öffentlich diskutiert wird: Was ist revolutionäres Verhalten hier bei uns heute?

„zb": Dieses schnelle Reagieren, von dem Sie sprechen, wie war das möglich? Die „Anregung" entstand ja vom Manuskript bis zur Aufführung in nur fünf Monaten.

Horst Schönemann: Ich möchte zu allererst die Entschlossenheit, den absoluten Willen der Schauspieler und der Leitung des Ensembles als Voraussetzung nennen. Das ist aber nur die eine Seite. Wir mußten auch den Kontakt zu Schriftstellern suchen. So kamen wir mit Eberhard Fensch, Erik Neutsch, Axel Schulze, Peter Gosse, Franz Freitag, Heinz Kahlau und anderen in Verbindung. Selbst in unserem eigenen Hause haben die Schauspieler Peter Biele und Konrad Haase angefangen, fürs Theater zu schreiben. Jetzt verfügen wir über weit mehr Szenen, Gedichte, Lieder und Texte, als wir verwenden konnten.

„zb": Hat dieser gemeinsame Schaffensprozeß an der „Anregung" Gedanken und Überlegungen für die künftige Arbeit ausgelöst?

Horst Schönemann: Ich halte diese Zusammenarbeit für den Beginn einer



uns vorschwebenden größeren Gemeinschaftsarbeit mit mehreren Autoren, Komponisten, Dramaturgen, Gesellschaftswissenschaftlern, Politikern, Philosophen in einer Autorenwerkstatt. Diese Arbeitsmethode erscheint uns einfach notwendig, wenn wir schneller und besser und in größerer Zahl als bisher Werke der dramatischen Literatur für das Theater haben wollen, wenn wir, wie auf allen anderen Gebieten unseren Lebens, Vorlauf schaffen wollen. Nur so können wir, wie es die Sternstunden des Theaters eh und je waren, die Probleme dann auf der Bühne behandeln, wenn sie im Leben gerade ihre aufsteigende Kurve erreichen.

„zb": Steuert das Schauspielensemble dieses Ziel nach der „Anregung" auch mit anderen Werken im 20. Jahr der Republik an?

Horst Schönemann: Gerade die Arbeit an der „Anregung" hat uns nicht nur Erfahrungen sammeln lassen, sondern wir haben uns damit auch Vorlauf organisiert. So wird jetzt schon „Zeitgenossen" probiert, ein Stück, das Armin Stolper nach dem sowjetischen Filmdrehbuch „Ein Zeitgenosse" geschrieben hat. Im Mittelpunkt stehen menschliche Verhaltensweisen im Prozeß der Bewältigung der wissenschaftlich-technischen Revolution. Erik Neutsch hat die Zeit ebenfalls genutzt, um ein Stück auf der Grundlage seiner Kenntnisse der Umstrukturierung des Braunkohlengebietes Geiseltal im Bezirk Halle zu schreiben. Diese drei Unternehmungen gehören zusammen. Die „Anregung" war der Beginn, Krönung sollen die beiden Teile des „Faust" sein.

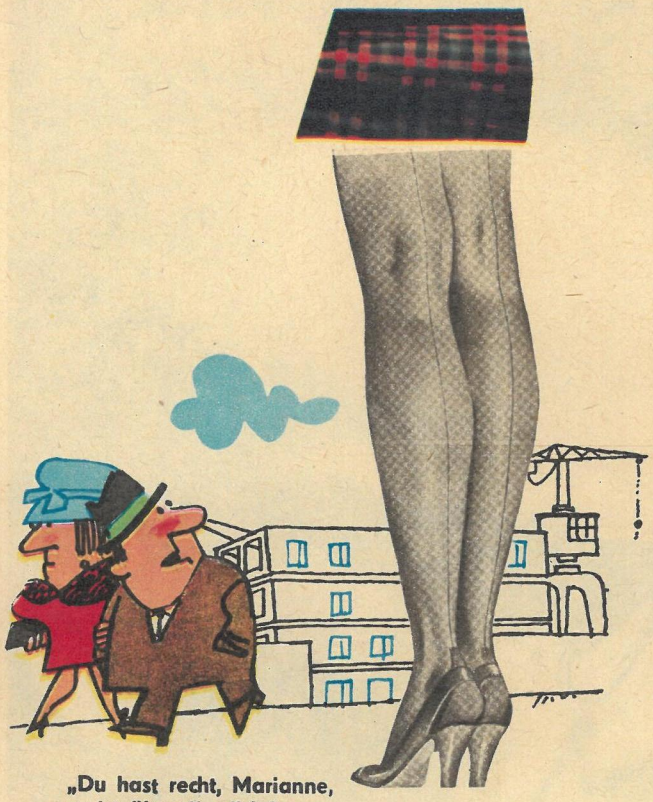
„zb": Hat das Landestheater Halle schon Einladungen erhalten, um mit der „Anregung" an einem Theater unserer Republik zu gastieren?

Horst Schönemann: Ja, zu den 11. Arbeiterfestspielen in Karl-Marx-Stadt wird das Schauspielkollektiv mit der „Anregung" und mit Schillers „Räubern" gastieren, und zu den Berliner Festtagen mit der „Anregung".

Horst Schönemann

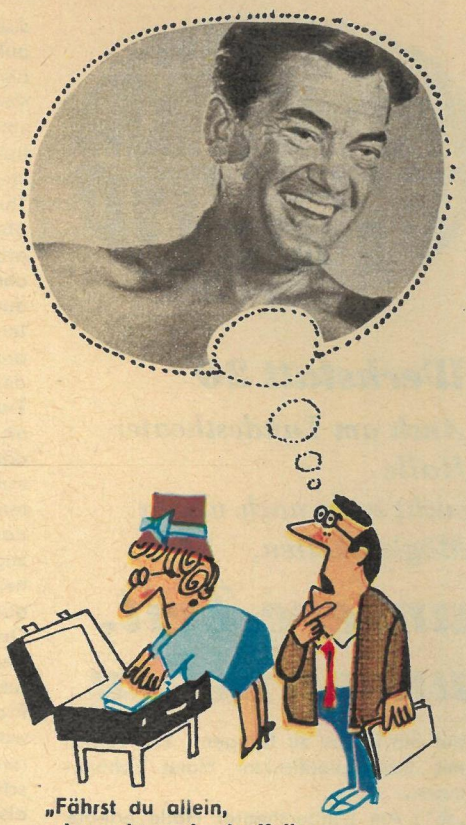
geboren 1927
begann seine Theaterlaufbahn am Deutschen Theater Berlin, war dann in Senftenberg und am Berliner Maxim-Gorki-Theater
seit 1966 Schauspieldirektor am Landestheater Halle
Nationalpreisträger und Träger des Kunstpreises der DDR.

Text: Johanna Hauswald, Fotos aus der „Anregung": H. P. Beyer



„Du hast recht, Marianne,
es ist überall mächtig
aufwärts gegangen!"

„Gespannt bin ich,
wie lange es dauert, bis wir auch noch
die Kinder kriegen!"



„Fährst du allein,
oder geht noch ein Kollege
mit auf Dienstreise, Beate?"

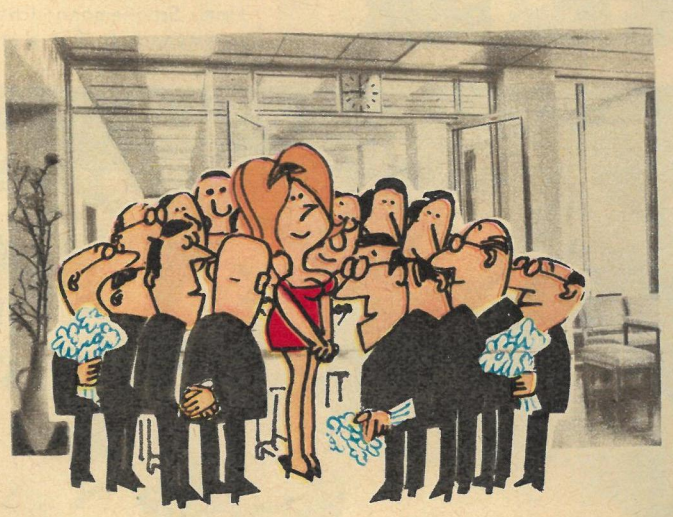
WOCHENEND zu magazin

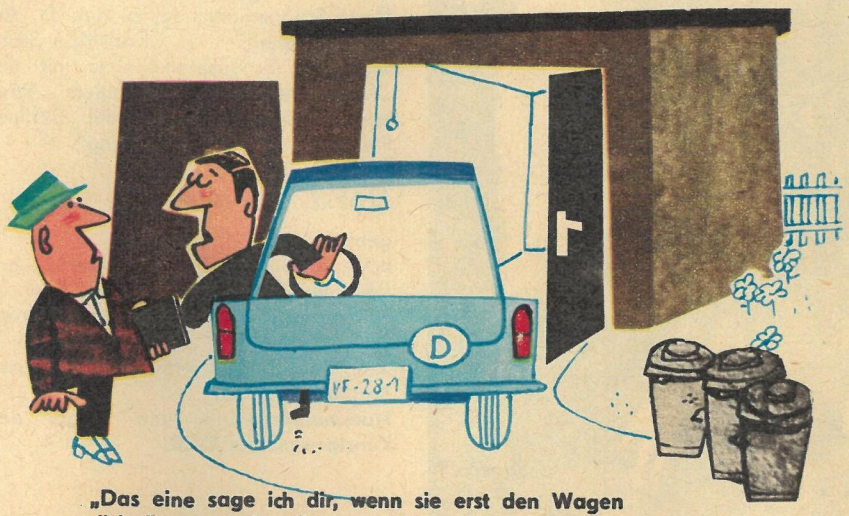
Eine Lanze für die Frau

bricht unser Zeichner Theo Immisch

„Ehrlich gesagt,
ich hatte mir die Ehe
anders vorgestellt, Hannelore!"

„Ihre Frau läßt bitten, Herr Rübsam!"





„Das eine sage ich dir, wenn sie erst den Wagen
rückwärts aus der Garage fahren kann,
bist du in der Familie völlig überflüssig!"

„Wie fühlt man sich
als Mann
einer so berühmten
Sportlerin,
alter Junge?"